

**August 8/2008**

---

**Aus dem Inhalt**

---

Alois Jansen  
Verwandelt 225

---

Eva-Maria Faber  
Plädoyer für Gelassenheit in der  
Sakramentenpastoral 227

---

Astrid Gilles-Bacciu  
Die Tür zum Heiligen öffnen 234

---

Andreas Lob-Hüdepohl  
Soziale Arbeit aus christlicher Hand 238

---

Lothar Roos  
Vom „glücklichen Leben“ und von der  
„Unsterblichkeit der Liebe“ 246

---

Rolf Pitsch  
Ehrenamtliche in Sinus-Milieus 251

---

Literaturdienst: 254  
Georg Langenhorst (Hg.): Christliche Literatur  
für unsere Zeit  
Eva Winde-Schwarz: Der Pater

---

### **Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:**

Msgr. Dr. Alois Jansen, Danziger Str. 52 a, 20099 Hamburg | Prof. Dr. Eva-Maria Faber, Alte Schanfiggerstr. 7-9 (TH), CH 7000 Chur | Astrid Gilles-Bacciu, Marzellenstr. 32 (GV Erwachsenenbildung, 50668 Köln | Prof. Dr. Andreas Lob-Hüdepohl, Köpenicker Allee 39-57 (KH), 10318 Berlin | Prof. em. Dr. Lothar Roos, Adenauerallee 19 (Collegium Albertinum), 53111 Bonn | Rolf Pitsch M.A., Wittelsbacher-ring 8 (Borromäusverein e.V.), 53115 Bonn

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Weihbischof Dr. Heiner Koch, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Dompropst Dr. Stefan Dybowski, Niederwallstr. 8-9, 10117 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001, Fax (0221) 1642-7005, Email: [gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de](mailto:gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de)

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7,

50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 2,75 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 10-12, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Alois Jansen

## „Ich bin da – für euch“

*Gott, unser Vater,  
Um deinen Frieden zu bringen  
in unsere Welt voll Spannung und Streit,  
ist dein Sohn zu uns gekommen  
und hat sein Leben eingesetzt.  
Er lebte nicht für sich, sondern gab sich  
dahin.  
Lass uns erfassen, was er getan hat.  
Hilf uns,  
mit ihm dem Frieden und der Versöhnung  
zu dienen,  
der in der Einheit des Heiligen Geistes  
mit dir lebt und herrscht in alle Ewigkeit.  
(aus: Tagesgebete zur Auswahl)*

Dass unsere Welt voll Spannung und Streit ist, erfahren wir jeden Tag in den Zeitungen und durch die Nachrichten im Rundfunk und im Fernsehen. Wir schrecken erst dann auf, wenn wieder etwas wirklich Schreckliches passiert ist: ein Grubenunglück mit vielen Toten, Überschwemmungen mit katastrophalen Folgen, ein Selbstmordanschlag, der unfassbar ist. Und manchmal vielleicht in nächster Umgebung ein Mord, Missbrauch und Vernachlässigung, gar Tötung von unschuldigen Kindern.

Es bringt nichts, diese Liste von Spannungen und Streit und von Gewalttat fortzusetzen.

Von selbst stellen sich da die Fragen ein. Wie kann das sein, woher kann das kommen? Und manchmal kommt mir wie vielen anderen auch die Frage: Kann denn Gott nicht mal dazwischen fahren und das alles beenden, vor allem dann, wenn Unschuldige großes Leid trifft?

Wir suchen nach Antworten und gestehen ein, dass wir manchmal oder oft keine Antwort wissen.

Und doch versuche ich, auch in meinem Beten eine Antwort zu finden: Unsere Welt ist eben eine geschaffene, das heißt endliche, weil unvollkommene Welt, und wir Menschen sind unvollkommene Wesen, zwar mit freiem Willen beschenkt, aber deswegen auch fähig zum Bösen und zu schrecklichen Taten.

Bei all meinem auch im Beten zweifelnden Fragen komme ich zu Jesus, der als Sohn Gottes in diese Welt gekommen ist und unser Leben geteilt hat. Gibt er mir Antwort auf meine Fragen?

Im Gebet heißt es: In diese Welt voll Spannung und Streit ist dein Sohn zu uns gekommen.

So versuche ich bei ihm Antwort zu finden auf all meine Fragen. Er hat schließlich von sich gesagt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“.

Papst Benedikt XVI. sagt in seiner im vorigen Jahr herausgegebenen Enzyklika: „Gott hat von sich selbst ein ‚Bild‘ gegeben in Jesus Christus.“ Wiederholt hat Benedikt in ähnlichen Formulierungen gesagt: Jesus Christus ist das Gesicht Gottes für uns. Also wende ich mich in meinem Beten zunächst an ihn.

„Er ist zu uns gekommen und hat sein Leben eingesetzt. Er lebte nicht für sich, sondern gab sich dahin.“

Ich bin immer noch beeindruckt von der Ansprache, die Papst Benedikt XVI. in der Heiligen Messe mit den Jugendlichen auf dem Marienfeld bei Köln anlässlich des Weltjugendtages 2005 hielt.

Da spricht Benedikt von der Verwandlung der Welt durch die Hingabe Jesu im Tod am Kreuz.

Beim letzten Abendmahl, so Benedikt, nimmt Jesus seinen Tod vorweg. Er nimmt ihn von innen her an und verwandelt ihn in eine Tat der Liebe. Was von außen her brutale Gewalt ist - die Kreuzigung - wird von innen her ein Akt der Liebe. Er schenkt sich selber ganz und gar. Das ist die eigentliche Wandlung, die im Abendmahlssaal geschieht, und von dieser Verwandlung geht ein Prozess der Verwandlung aus, dessen letztes Ziel die Verwandlung der Welt ist.

Wir werden in die „Stunde Jesu“, in die Stunde der Verwandlung mit hineingenommen. Das hat Konsequenzen für uns. Leib und Blut Jesu Christi werden uns gegeben, damit wir verwandelt werden: Wir sollen selber Leib und Blut Christi werden, blutsverwandt mit ihm. Wir essen alle das eine Brot. Das aber heißt: Wir werden untereinander eins gemacht. Gott ist nicht mehr bloß uns gegenüber der ganz andere. Er ist in uns selbst und wir in ihm. Seine Dynamik durchdringt uns und will von uns auf die anderen und auf die ganze Welt übergreifen. Seine Liebe wird auch durch uns so zum beherrschenden Maß der Welt.

Wenn wir also die Heilige Messe mitfeiern, werden wir in die Hingabe Jesu hinein genommen und können mitwirken an der Verwandlung der Welt, um dem Frieden und der Versöhnung zu dienen.

Es ist gut und wichtig für uns, dies in unserem Beten immer wieder zu bedenken, um schließlich zu erfassen, was Jesus für uns und für die Welt getan hat.

Diese unsere Verwandlung muss sich schließlich auch in unserem Leben zeigen. Es muss sich zeigen in der Fähigkeit des Vergebens, es muss sich zeigen in der Sensibilität für die Nöte des anderen. Es muss sich zeigen in der Bereitschaft zum Teilen. Es muss sich zeigen im Einsatz für den Nächsten, den Nahen wie den äußerlich Fernen, der uns angeht.

## Liebe Leserinnen und Leser,

Sakramentenpastoral und Gastfreundlichkeit als Wesensmerkmal der Kirche zusammenzubringen – dafür plädiert **Prof. Dr. Eva-Maria Faber**, Lehrstuhlinhaberin für Dogmatik und Fundamentaltheologie der Theologischen Hochschule in Chur. An diesen Gedanken schließt sich nahtlos an der Bericht von **Astrid Gilles-Bacciu**, Referentin beim Katholischen Bildungswerk Köln, über ein Projekt mit Kirchenführungen und begleitenden Veranstaltungen als niederschwelliges Angebot für Familien.

**Prof. Dr. Andreas Lob-Hüdepohl**, Professor für Moraltheologie an der Katholischen Hochschule Berlin, geht dem Selbstverständnis Sozialer Arbeit aus christlicher Hand als emanzipatorisch-widerständiger Praxis und Profession nach.

Fragt man nach der letzten Motivation von kirchlicher Sozialer Arbeit, wird man durchaus Antworten in der Enzyklika „Spe salvi“ von Papst Benedikt XVI. finden, durch die **Prof. Dr. Lothar Roos**, Emeritus für Christliche Gesellschaftslehre an der Universität Bonn und Mitglied der Gustav-Siewerth-Akademie in Weilheim-Bierbrunn, einen Ariadnefaden mit eigenen Akzentsetzungen legt.

**Rolf Pitsch M.A.** schließlich, Direktor des Borromäusvereins e.V., beleuchtet den Wert der Sinus-Milieu-Studie hinsichtlich der ehrenamtlichen Mitarbeiter(innen) wie auch der Nutzer(innen) der Katholischen Öffentlichen Büchereien.

Angeregt durch diesen letzten Beitrag wünsche ich Ihnen für die Wahl Ihrer Urlaubslektüre einen guten Griff und grüße Sie herzlich

Ihr



Gunther Fleischer

# Plädoyer für Gelassenheit in der Sakramenten- pastoral

---

## 1. Was fehlt, wenn Sakramente fehlen

In einem Text, der in einer Arbeitsgruppe verfasst und wiederum diskutiert wurde, war im Blick auf die Ämter und den Priester-mangel zu lesen: „Einer Gemeinde, der der Priester fehlt, fehlt die Gegenwart Jesu Christi“. Zu thematisieren ist hier nicht eine speziell ämtertheologische Fragestellung, sondern der in dieser Formulierung enthaltene Kurzschluss, der das Verständnis der Sakramente betrifft. Fehlt einer Gemeinde, der der Priester fehlt, die Gegenwart Jesu Christi? Richtig muss der Satz lauten: „Einer Gemeinde, der der Priester fehlt, fehlt das *sakramentale Person-Zeichen* der Gegenwart Jesu Christi“.

Entsprechend gilt in anderen Bereichen: Wenn Menschen nicht mehr oder nicht mehr regelmässig an den Sakramenten teilnehmen, fehlen ihnen nicht die Gegenwart Jesu Christi, nicht der Heilige Geist, nicht die Gnade schlechthin, sondern das sakramentale Zeichen dafür.

Das zu sagen ist eine Banalität, aber das zuerst erwähnte Verfehlen der korrekten theologischen Formulierung ist doch vielleicht vielsagend, ein Freudscher Versprecher. Dass die Gnade nicht auf die Sakramente zu beschränken ist, war zwar in der Theologie erst wieder zu entdecken, ist aber doch inzwischen Allgemeingut. Und doch

... gibt es noch Kurzschlüsse. Wer für die Sakramentenpastoral verantwortlich ist, bedauert es, wenn Menschen selten oder gar nicht an den Sakramenten teilnehmen, wenn die Erstkommunion die Letztkommunion zu sein scheint oder wenn die Einzelbeichte verschwindet. Sehr leicht entsteht dann doch z.B. der Verdacht: Die Menschen gehen nicht mehr beichten, d.h.: Sie setzen sich nicht mehr mit Sünde auseinander und sie versäumen das Geschenk der Vergebung. Dann wäre aber vergessen, dass es verschiedenartige Formen der Auseinandersetzung mit Sünde gibt und ebenso verschiedene Wege, auf denen Gottes Vergebung uns erreicht.

## 2. Ein Rückblick auf theologie- geschichtliche Entwicklungen

Sakramente sind nicht exklusive Wege der Gottesbegegnung, der Gemeinschaft mit Jesus Christus, der Geistbegabung: es tut auch heute noch gut, sich dieser Einsicht zu vergewissern.

Es ist eine Einsicht, die theologiegeschichtlich wieder zu gewinnen war. Die diesbezüglichen sakramententheologischen Entwicklungen können bei genauerem Hinsehen auch noch weiter aufschlussreich sein.

Der geschehene Umbruch spiegelt sich gut in einigen (sehr bekannten) Formulierungen Karl Rahners wieder. Sakramente, so Rahner, wurden traditionell verstanden als „punktförmige Ereignisse ....., in denen sich Gnade in einer gnadenlosen Welt ereignet. So ist dann die Kausalität der Sakramente leicht verständlich; sie bewirken etwas, was sonst nicht vorhanden wäre“.<sup>1</sup>

Demgegenüber will Rahner dazu anleiten, Sakramente als „Ausbrüche ... der innersten, immer gegebenen Begnadetheit der Welt mit Gott selbst in die Geschichte hinein zu verstehen“.<sup>2</sup> Das bedeutet für die Liturgie der Sakramente: „Dieser kirchliche Gottesdienst ist nicht darum wichtig und bedeutungsvoll,

weil in ihm geschieht, was sonst nicht geschähe, sondern weil in ihm präsent und ausdrücklich gegeben ist, was die Welt wichtig macht“.<sup>3</sup> In positiver Deutung bekräftigt Rahner, „dass der Gottesdienst die ausdrückliche Feier der göttlichen Tiefe ihres Alltags ist, dass in ihm deutlich erscheint und darum entschiedener in Freiheit angenommen werden kann, was sich immer und überall im alltäglichen Vollzug des Lebens ereignet“.<sup>4</sup>

Zu Recht wurde so eine Fixierung auf die Sakramente, als gebe es nur dort Gnade, aufgebrochen. Zuweilen hat diese neue Sicht aber auch Verunsicherung ausgelöst. Möglicherweise ist der Grundgedanke manchmal auch etwas überzogen worden, als wäre das Sakrament nur eine Veranschaulichung, nicht selbst ein Geschehnis der Zuwendung Gottes. Es kommt die Frage auf: Welche Bedeutung haben die Sakramente dann überhaupt noch? Hier bedarf es einer erneuten Vergewisserung: Warum schätzen wir die Sakramente?

„Wir“, damit meine ich zunächst durchaus Personen, für die eine sakramentale Praxis selbstverständlich ist, auch diejenigen, die professionell für die Sakramente verantwortlich sind.

### **3. Die neue Art der Wertschätzung der Sakramente**

Wertschätzung der Sakramente stellt sich ein, wenn man spürt, wie gut es tut zu feiern, was die Grundlage des eigenen Lebens als Christen ist. Natürlich kann (und darf und soll) ich zu jeder Zeit in Verbundenheit mit Jesus Christus leben und mich für die Anregungen des Geistes öffnen, darf ich mich immer und überall bei Gott angenommen wissen. Aber die Lebensumstände sprechen nicht immer so deutlich von der Gegenwart der Gnade Gottes, sondern manchmal eher vom Gegenteil. Da ist es wohltuend, in die zeichenhaft ausdrücklich gemachte Zuwendung Gottes zurückzukehren.

Zudem – dies ist in Popularisierungen der Theologie Rahners nicht immer gut beachtet worden – geht es ja nicht nur um Vorhandensein oder Nichtvorhandensein der Gnade. Gewiss ist der Geist Gottes jedem Menschen nahe und wird sein Geschenk grundlegend in der Taufe gefeiert. Doch der lebendige Gott ist nicht nur „immer schon da“, sondern will uns auch ereignishaft begegnen.<sup>5</sup>

So lässt sich zu einer neuen Wertschätzung der Sakramente finden. Man muss die Sakramente nicht mit Ausdrücken wie „Heilsnotwendigkeit“, „Gebot“, „Verpflichtung“ belegen und mit Ängsten umgeben, sondern kann sie feiern, weil sie schön und hilfreich sind. Sie werden dann durchaus als „notwendig“ erkennbar, weil sie eine erfahrene Not wenden. Neulich stand ich vor dem Bild eines Expressionisten aus dem Kreis um Kirchner. Dargestellt war eine Tessiner Landschaft mit vielen Details und darin auch eine zierlich gezeichnete Kirche. In mir löste das Bild unvermittelt Erleichterung aus: Danke, dass es in allen Landschaften (und inmitten der Wechselfälle des Lebens) solche Orte gibt, zu denen wir gehen können und an denen wir immer wieder heil werden können.

Eine weitere Nuance kommt in diese Wertschätzung, wenn Menschen sich bewusst entschieden haben, die Liturgie als Feiern der Gemeinschaft der Kirche mitzutragen, weil sie die Teilnahme am Leben der Gemeinde als Berufung verstehen. Sie wissen sich berufen, mit anderen zusammen die Grosstaten Gottes zu feiern und so wieder ein Zeichen und Zeugnis nach aussen zu geben.

Jedenfalls aber wird die neue Wertschätzung nicht formalistisch sein, nicht darin begründet, dass man in einer langfristigen Kalkulation um des ewigen Heiles willen die Sakramente in Kauf nimmt oder zur Erfüllung von Geboten daran teilnimmt. Die neue Wertschätzung wurzelt in der Sehnsucht nach dem ausdrücklichen Zeichen für

das, was aufrichtet und heil werden lässt, und bezieht sich auf die erfahrene Wohltat der Sakramente. Sie gewinnt Beständigkeit durch die empfundene Zugehörigkeit zur kirchlichen Gemeinschaft.

Genau hier taucht nun ein Problem auf.

Freude an den Sakramenten, das Gespür für die beschriebene Art Notwendigkeit und für die Bedeutung gelebter Solidarität mit der Kirche lässt sich nicht andemonstrieren. Diese Art von Wertschätzung erwächst im Leben (oder sie erwächst nicht). Wenn das katechetische Bemühen in der Sakramentenpastoral auf wenig Resonanz stösst, bleibt nur Hilflosigkeit. Wir wollen und dürfen den Menschen nicht (mehr) sagen: „Ihr müsst aber zur Eucharistie kommen, um die Trauung bitten, sonst ...“ Damit erreicht man keine Wertschätzung, sondern bei manchen Menschen Ängste, bei anderen (berechtigt) Abneigung und Abkehr.

Wir versuchen den Menschen zu sagen: „Es gibt Grund zur Freude über die Gemeinschaft, die Gott uns schenkt, und die möchten wir auch feiern, die Begegnung mit ihm suchen und Zeugnis davon geben“. Aber wir haben es nicht in der Hand, ob Menschen dem Hinweis auf diese Freude folgen und ob sie solche Freude mit den Sakramenten verbinden.

#### **4. Was solche Wertschätzung erschwert: immer noch die Lebensferne sakramentaler Feiern**

Nun kommt etwas anderes hinzu. Um die Sakramente als heilvoll und wohltuend schätzen zu lernen, muss man sie als solche erfahren. Jeder von uns weiss, dass dies nicht automatisch und regelmässig gelingt. Das hat zwei Gründe: Es liegt zum einen an der Liturgie als solcher und zum anderen daran, wie sie gefeiert wird.

Es liegt an der Liturgie als solcher. Verantwortliche in der Pastoral werden dies wohl meist recht scharf wahrnehmen. Für Men-

schen, die mit der Liturgie nicht vertraut sind, ist der Zugang sehr steil. Das liegt an der Sprache vieler Gebetstexte, das liegt grundsätzlich an dem Stil der Liturgie, an der Herausforderung, einmal still zu werden, sich körperlich anders zu bewegen als sonst usw. Das Fremde kann dabei auch heilsam sein, und es ist gut, wenn liturgische Sprache nicht schlechthin mit der Alltagssprache identisch ist. Es geht nicht darum, die Liturgie auf eine banale Ebene herunterzuziehen. Gleichwohl: in mancher Hinsicht müsste der Zugang zur Liturgie erleichtert werden.

Dies betrifft auch die Frage, wie die Menschen in ihrem Selbstverständnis und ihrer Befindlichkeit abgeholt werden. Die Liturgie des Kindertaufritus bringt die Situation der Eltern in ihrer Freude über das Kind bzw. in ihrer Sorge um das Kind nur wenig zur Sprache. Streng nach Ritus vorgehend feiern wir in der Kindertaufe immer noch eine im Sinne des alten Zweistockwerkdenkens verstandene Gnade, die mit der Natur, mit der biographischen Situation der feiernden Menschen scheinbar wenig zu tun hat.

Solche Schwierigkeiten sind durch die Liturgie selbst bedingt. Darüber hinaus werden die Sakramente nicht immer als heilvoll erfahren aufgrund der Weise, wie sie gefeiert werden.

#### **5. Gestiegene Ansprüche an eine gepflegte Liturgie**

Zunächst sei positiv unterstrichen: Viele Seelsorger sorgen verlässlich und kompetent für eine schöne Liturgie. Pauschalurteile sind fehl am Platz. Auch soll der „Leistungsdruck“, unter dem Liturgen heute ohnehin mehr als früher stehen, nicht leichtfertig verstärkt werden.

Dennoch: Liturgen sollten sich darüber bewusst sein, wie angefochten eine gute Erfahrung von Liturgie ist für Personen, die nicht innerhalb der Liturgie zugleich Verantwortung tragen. Wer selbst eine Rolle in der

Liturgie wahrnimmt, hat weniger Erwartungen an eine wohltuende Erfahrung von Liturgie als jemand, der (legitimerweise) einfach mit dem Anliegen kommt, aus der Feier Kraft zu schöpfen. Solche Erwartungen sind sensibel, weil enttäuschbar bis hin zu dem Gefühl: „Besser wäre ich nicht gekommen“. Für Familienmitglieder dürfte es immer wieder ein Kampf sein, den sonntäglichen Gottesdienst zu erringen. Da sind Eltern, die ihre Kinder überreden müssen, Eheleute, die ihren Partner überzeugen oder jedenfalls den eigenen Freiraum erbitten müssen. Ist dies nicht selten mit Auseinandersetzungen verbunden, so kommt man vielleicht ohnehin schon etwas angespannt in die Liturgie und ist von daher auch nicht gerade disponiert. Wenn dann die Atmosphäre fehlt, die in sich hineinziehen würde, wenn – um nur ein Beispiel zu nennen – man Lesungen zuhören muss, die schlecht artikuliert und darum kaum verständlich vorgetragen werden, liegt der Gedanke nahe: Für so etwas haben sich die Auseinandersetzungen nicht gelohnt. Das Fazit einer ungepflegten Liturgie kann dann auch sein: „Dafür nehme ich Auseinandersetzungen das nächste Mal nicht in Kauf“.

Weil man nicht mehr aus formalistischen Gründen kommt, sind die Ansprüche gestiegen. Es kommt, wer die Feier der Liturgie als wohltuend erfährt; wer diese Erfahrung nicht macht, muss eine hohe Motivation von anderswoher nehmen oder wird je länger je mehr fernbleiben.

Die Kunst des Liturgiefeierns verlangt Aufmerksamkeit, nicht im Einschärfen von Rubriken, sondern im Entwickeln eines Gespürs dafür, wie Liturgie ein Ort sein kann, an dem Menschen zu Gott und zu sich selbst finden. Dabei sind es meist ganz einfache Dinge, welche Liturgie schön sein lassen oder als verzichtbar erscheinen lassen.

## **6. Respekt vor dem Zugang, den Menschen für sich wählen**

Doch nehmen wir an, die Vorgabe sei ansprechend, alles ist *comme il faut*, und trotz-

dem: Die Erstkommunion scheint die Letztkommunion zu werden, die Firmung der Abschied von der Kirche usw.

Das Ideal lässt sich kurz zusammenfassen. Erstkommunikanten sollten durch die Vorbereitungszeit gelernt haben, Eucharistie als einen regelmässigen Vollzug zu verstehen; von Gefirmten wird erhofft, dass sie künftig ihren Ort im kirchlichen Leben einnehmen. Lässt sich mit dem Ideal auch gelassen umgehen?

Erwartungen für die Zeit nach Erstkommunion und Firmung, Trauung und Kindertaufe sollten nicht die positive Wertung dessen verstellen, was geschieht, wenn Menschen sich auf die Erstkommunion, Firmung, Trauung vorbereiten. Sie lassen sich für eine bestimmte, befristete Zeit auf die Auseinandersetzung mit dem christlichen Glauben ein, treten ins Gespräch mit kirchlich Engagierten, kommen in Berührung mit der kirchlichen Liturgie. Wenn sie nicht weiter fragen, inwiefern sie das auch selbst verpflichtet, nennt man sie manchmal Konsumenten. Wir könnten sie auch als Menschen ansehen, denen wir als Kirche – was unser Auftrag ist – einen Dienst erweisen. Im Bereich der religiösen Angebote unserer Zeit gibt es viel Unheilvolles – seien wir froh, wenn Menschen sich auf den heilvolleren Weg der christlichen Sakramente begeben.

Ignatius von Loyola schreibt in seinem Exerzitienbuch, dass „jeder gute Christ bereitwilliger sein muss, die Aussage des Nächsten zu retten, als sie zu verurteilen“ (EB Nr. 22). Dementsprechend ist der Wunsch der Menschen nach den Sakramenten in einem positiven Vorurteil bereitwillig zu deuten als aufrichtiger Wunsch, solange nicht krasse und eindeutige Anzeichen dagegen sprechen. Zugleich gilt es zu respektieren, wenn diese Menschen nicht gleich das Gesamtpaket wünschen, sondern zunächst eine mehr punktuelle Berührung mit der Kirche und ihrer Liturgie für sich suchen. Vielleicht entspricht das ihrer der-



zeitigen Situation, vielleicht stehen manche in einer Lebensphase, in der sich andere Fragen stellen oder eine mehr individuelle Religiosität gelebt wird. Was wissen wir davon?

Im menschlichen Leben gibt es unterschiedliche Zeiten und Phasen, in denen die Sakramente mal mehr, mal weniger Bedeutung haben. Dies dürfte auch praktizierenden Christen erfahrbar sein, wenngleich Hauptamtliche in der Pastoral Verantwortliche kaum die Chance haben, solche Phasen für sich so zu erleben, weil sie ihren Dienst nicht nach solchen persönlichen Bedürfnissen gestalten dürfen. Sie sollten sich aber bewusst halten: Nicht jede Lebensphase steht den sakramentalen Feiern gleich nah.

Insofern ist es gut, wenn Sakramentenkatechese nicht fixiert ist auf die Sakramente selbst und auf die damit idealerweise verbundene Integration ins kirchliche Leben, sondern Impulse gibt für die individuelle, spirituell geprägte Lebensgestaltung. Davon können Menschen auch bei punktuell bleibender Feier der Sakramente etwas mitnehmen. Möglicherweise wird der eine oder die andere später einmal von innen her spüren: Es täte mir gut, das, was ich suche oder entdeckt habe, nicht nur allein zu suchen oder zu leben, sondern dafür die Gemeinschaft der Christen zu erfahren, dafür ausdrückliche Formen zu finden. Die neue Wertschätzung der Sakramente wurzelt in der Sehnsucht: es wäre wohlthuend!

## **7. Das geduldige Warten auf die erfüllte Zeit**

Dies führt zu einem weiteren Punkt. Die punktuelle und zunächst einmal vorübergehende Berührung mit dem sakramentalen Leben der Kirche mag zunächst abgeschlossenen erscheinen – „Erstkommunion = Letztkommunion“ lautet der Verdacht. Doch das Gleichheitszeichen ist nicht realitätsnah. In eher seltenen Fällen wird die Erstkommunion Letztkommunion sein. Es gilt, geduldig

längerfristig zu denken. Natürlich wäre es wünschenswert, dass Erstkommunikanten durch die Vorbereitungszeit gelernt haben, Eucharistie als einen regelmässigen Vollzug zu verstehen. Aber schon von familiären Situationen her ist dies für viele ganz nüchtern nicht erwartbar. Trotzdem kann die Feier der Erstkommunion samt der Vorbereitung eine gute Erfahrung sein, auf die man viel später wieder zurückkommen kann. Bei einem Anlass wie der Trauung von Bekannten, Beerdigung von Angehörigen kommt es zur erneuten Begegnung mit dieser Kirche. Immerhin kann die Person, die als Kind zur Erstkommunion gegangen, als Jugendliche gefirmt wurde, dann von sich als positiven Wert wahrnehmen: „Ich gehöre ja dazu, ich muss nicht erst einen Antrag stellen, dass ich aufgenommen werde. Ich darf hier voll und ganz mitfeiern“. So kann zu einem späteren Zeitpunkt – vielleicht einem Kairos – eine neue Geschichte mit dieser Kirche und ihren Sakramenten beginnen.

Einer der Altmeister der Pastoraltheologie, Dieter Emeis, hat darauf hingewiesen, dass für die Vermittlung zwischen der christlichen Botschaft und dem Leben der Menschen nicht nur die Frage wichtig ist: An welche Erfahrungen können wir anknüpfen? Genauso dringlich ist die Frage: „Welche Grunderfahrungen mit ihrem Leben müssen ... Menschen ... zulassen, damit bei ihnen das Zeugnis von Gottes heilender, rettender, erneuernder, befreiender Zuwendung in Jesus Christus wirksam werden kann?“<sup>6</sup>

Solche Erfahrungen sind nicht immer und überall in einer Biographie verfügbar. Deswegen wächst eine dauerhafte Wertschätzung der Sakramente nicht automatisch gerade dann, wenn die kirchliche Katechese es vorsieht. Die Zeit erfüllt sich vielleicht erst später.

Vor allem für die Einzelbeichte ist dies ein wichtiger Gesichtspunkt. Die Kirche ist dafür verantwortlich, dass die Beichte zugänglich bleibt: dass die Möglichkeit der

Einzelbeichte im Bewusstsein bleibt und dass es erkennbare und einladende Gelegenheiten dazu gibt. Zu respektieren ist aber, dass es verschiedene Zugangsweisen dazu gibt. Es gibt Personen, die eine regelmässige Beichtpraxis als Hilfe in ihrem Leben entdeckt haben und pflegen. Es gibt aber auch Personen, die vielleicht als Erwachsene nur sehr selten, gar nur ein-, zweimal in ihrem Leben, die Notwendigkeit des Beichtens empfinden. Dem Sinn der Einzelbeichte ist dies durchaus nicht fremd. Wichtig bleibt es, durch die Hinführung der Kinder die Basis zu legen, dass ein Erwachsener in einer ganz bestimmten Situation seines Lebens überhaupt denken kann: „Jetzt wäre es gut, beichten zu können“. Die Frage ist nicht: „Warum hat dieser Mensch so lange nicht gebeichtet“, sondern: „Was ist zu tun, damit dieser Mensch zu diesem Zeitpunkt den konkreten Weg zur Beichte dann auch finden kann?“

## **8. Nicht Übergang, sondern Spannung zwischen Volks- und Entscheidungskirche**

Nicht jede Zeit ist erfüllte Zeit für die Sakramente. Dies veranlasst manche, über Alternativen zur gängigen pastoralen Praxis nachzudenken. Soll man sich nicht wünschen, die Zeit der jahrgangsweisen Kommunionen und Firmungen, der wenig überzeugten Taufen und Trauungen wäre endlich vorbei, und die Sakramente würden dann und nur dann gefeiert, wenn für Menschen auch subjektiv der Kairos dafür gekommen ist?

Der Wunsch nach der Entscheidungskirche, in der die Sakramente nur noch mit jenen gefeiert werden, die ganz entschieden sind, impliziert notwendig, dass alle anderen nicht mehr dabei sind. Ist dies nicht ein egoistischer Wunsch? Man wünscht sich klare Verhältnisse, und entzieht vielen vielen Menschen die Möglichkeit, in wichtigen Momenten ihres Lebens das zu teilen, was wir regelmässig als heilvoll für unser Leben erfahren.

Wir würden nicht den Respekt aufbringen vor dem punktuellen Zugang, den Menschen wünschen und von dem wir positiv denken sollten (s. 6.), und wir würden ihnen die Chance nehmen, zu einem späteren Zeitpunkt auf gute Erfahrungen und die schon gelegte Basis zurückkommen zu können (s. 7.).

Statt einen Übergang von Volks- zur Entscheidungskirche zu erwarten und zu erhoffen, scheint es mir realistischer und überdies theologisch und pastoral wünschenswert, sich auf eine bleibende Spannung zwischen Volks- und Entscheidungskirche einzustellen. Beide, Volkskirche und Entscheidungskirche, sind dabei positiv zu deuten.

Wir brauchen eine Entscheidungskirche: wir brauchen Menschen und freuen uns über und mit Menschen, die den Glauben für sich als lebensbedeutsam entdeckt haben, darum regelmässig am Leben der Kirche teilnehmen und darüber hinaus nach eigenen Kräften bereit sind, dieses kirchliche Leben mitzutragen.

Deswegen gibt es aber nicht nur ein „alles oder nichts“. Wir brauchen ebenso eine Volkskirche und dürfen uns freuen, dass es sie gibt, obwohl sie schon länger totgesagt war. Es ist gut, wenn wir vielen Menschen in dieser oder jener Situation einen hilfreichen Dienst leisten können: indem wir ihnen helfen, ihren Schritt in ein gemeinsames Leben als Ehepaar unter den Segen Gottes zu stellen, indem wir ihnen helfen, ihre Dankbarkeit und ihre Sorge für ein Kind als vertrauensvolle Bitte an Gott zu feiern und das Kind in das göttliche Beziehungsleben hinzugeben, indem wir diesen Kindern erste Erfahrungen ermöglichen, dass sie bei Gott angenommen sind und von ihm beschenkt werden, indem wir den Jugendlichen mitgeben, dass sie vom guten Geist Gottes begleitet sind und dass Gott ihnen mit der Gabe des Geistes auch zutraut, als verantwortliche Menschen zu leben. Und wenn mitten in solche Lebensgeschichten Erfahrungen des Bruches, des Scheiterns und des Todes ein-

treten, sollen wir tröstend bereit stehen, um die heilende und durch alles Sterben hindurch lebensstiftende Macht Gottes zu bezeugen. Wir sollen all das tun, ohne zu fragen, ob denn diese Menschen auch selbst etwas für die Kirche tun. Entsprechend zu einem Verständnis der Kirche als Sakrament für die Welt mahnt Dieter Emeis zur Absichtslosigkeit: Es darf den Seelsorgern, den Verantwortlichen „nicht nur um die Kirche gehen, sondern auch und wohl zuerst darum, dass unter den Menschen in der Welt das gelebt wird, was den Menschen gut tut, ihrer Entfaltung und ihrer solidarischen und veröhnten Einheit dient“.<sup>7</sup>

Man müsste spüren:

Diese Kirche ist eine Kirche, die ganz gelassen damit umgeht, dass Menschen unterschiedliche Formen und Grade der Zugehörigkeit wählen. Eigentlich sollte sie dies können, denn sie hat eine fast 2000jährige Erfahrung damit.

Diese Kirche ist eine Kirche, auf die man sich verlassen kann. Sie ist freundlich da, wenn man sie braucht – bei Sterbefällen, bei besonderen Situationen, ohne Groll, ohne unterschwellige Frage: Wo ward ihr denn die ganze Zeit?

Diese Kirche ist eine gastfreundliche Kirche. Man darf sich dort aufhalten, wenn einem danach ist, darf ein wenig ausprobieren, ob man sich dort nicht doch auch wohlfühlt, bis man gefunden hat, was einem hilfreich ist.

Von den Gästen der gastfreundlichen Kirche, von den Empfängern ihrer Dienstleistungen, werden immer wieder manche bleiben und sagen: Ich möchte selbst auch zu der Freundlichkeit und Gastfreundschaft dieser Kirche beitragen.

## Anmerkungen:

<sup>1</sup> Karl Rahner: Zur Theologie des Gottesdienstes. In: ders.: Schriften zur Theologie. Bd. 14: In Sorge um die Kirche. Zürich: Benziger, 1980, 227–237, 227f.

<sup>2</sup> Ebd. 230.

<sup>3</sup> Ebd. 234.

<sup>4</sup> Ebd. 236.

<sup>5</sup> Bei Eheleuten, in Freundschaften kann man ablesen, was passiert, wenn man das „Selbstverständliche“, dass man ja füreinander da ist und einander schätzt, nicht auch ausdrücklich macht, in Worten, in Zeit, ...

<sup>6</sup> Vgl. Dieter Emeis: Jesus Christus – Lehrer des Lebens. Katechetische Christologie. Freiburg i.Br.: Herder, 1985, 30.

<sup>7</sup> Dieter Emeis: Ermutigung durch realistische Visionen. Eine Fortschreibung der Praktischen Theologie der Gemeinde. In: Franz Annen [Hrsg.]: Salz der Erde. Die Kraft des Evangeliums für unsere Zeit. Zürich: NZN Buchverlag, 2003 [Forum Pastoral 1], 145.

# Die Tür zum Heiligen öffnen

*Ein Kölner Veranstaltungsprojekt zur religiösen Bildung für Eltern und Kinder<sup>1</sup>*

## **Kinder und Religion – ein Thema für alle Eltern**

Kinder stellen irgendwann Fragen zur Religion. Fragen, die Eltern in Verlegenheit bringen kann. Kinder wollen wissen, wer dort am Kreuz hängt, was denn eine Kirche ist, was nach dem Tod passiert. Oft Eltern fällt die Antwort schwer. Sie kennen sich mit der Religion nicht mehr gut aus oder haben gar keinen Bezug zu den christlichen Gemeinden. Dennoch wollen Kinder eine Antwort. Und Eltern wollen Antwort geben. Sie wissen, dass Kirche und religiöser Glaube, Feste und Rituale mit zu der Welt gehören, in der Kinder aufwachsen. Jeden Tag begegnen Kindern eine Vielzahl von religiös bedeutsamen Zeichen und Symbolen aus unterschiedlichen Religionen, die von sich aus nicht verständlich sind. Eltern spüren, dass sie selbst gefragt sind, und nicht nur die Erzieherin des Kindergartens oder die Religionslehrerin der Grundschule.

Eltern werden auch aufmerksam für das Thema Religion, weil ihnen die Freude der kleinen Kinder an den religiösen Formen nicht verborgen bleibt. Kinder lieben die Feiern des christlichen Brauchtums. Ob St. Martin oder Weihnachten – auch die nicht religiösen Eltern erleben, dass Kinder unabhängig von ihnen eine Nähe zum „Heiligen“ haben. Ihnen ist das Rätselhafte und Geheimnisvolle des Lebens vertrauter als den Erwachsenen. Ihnen tut es sichtbar gut, sich aufgehoben zu wissen in einer vertrauensvollen Bindung, die über das Sichtbare hinausgeht. Selbst kleine Kinder scheinen auf

eigentümliche Weise für die Würdigung des Lebens durch Religion empfänglich zu sein. Sie haben gleichsam ein eigenes spirituelles Vermögen.

Die Eltern sind also gefragt, Kindern die Begegnung mit Religion zu ermöglichen. Die Tür zur Religion zeigen und öffnen, das ist, was Eltern tun sollten und auch können – selbst wenn sie für sich selbst zögerlich oder distanziert sind, was Religion und Kirche angeht. Religiöse Erziehung ist Teil der Bildungsaufgabe der Eltern. Ob und wie dann ein Kind in seiner spirituellen Entwicklung angesprochen ist und wie es seinen Glaubensweg geht, das ist nicht mehr in der Hand der Eltern.

Mit Kindern eine Kirche, eine Kapelle, ein Kloster zu besuchen, gehört mit zu den einfach realisierbaren Formen, mit Orten des religiösen Glaubens bekannt zu machen. Durch den Raum wird ein Zugang gegeben zu einer Gemeinschaft der Glaubenden. Der Besuch einer Kirche ist beim Erwachsenen wie beim Kind eine eigenständige Religionserfahrung. Zu Hause kann sich eine weitere Beschäftigung mit Religion anschließen, z.B. durch das Anschauen von Bilderbüchern zur Bibel. Für Eltern kann die Teilnahme an einer Veranstaltung der Elternbildung hilfreich sein, in der es Informations- und Gesprächsmöglichkeiten rund um das Thema „Erziehung und Religion“ gibt.

## **Die Tür zum Heiligen öffnen ...**

*Eine spirituelle Entdeckungsreise im Kirchenraum für Erwachsene und Kinder mit begleitender Elternbildung*

Das Veranstaltungsprojekt des Katholischen Bildungswerks und der Katholischen Familienbildung Köln in Kooperation mit dem Referat Spiritualität im Erzbistum Köln hatte sich zum Ziel gesetzt, Eltern unabhängig von ihrer kirchlichen Bindung eine Unterstützung bei der religiösen Erziehung ihrer Kinder zu geben. Unter dem Titel

„Eine spirituelle Entdeckungsreise für Eltern und Kinder“ wurden im Frühjahr 2007 rechts- und linksrheinisch eine besondere Art der Kirchenführung für Eltern und ihre Kinder an Sonntagnachmittagen durchgeführt. Kölner Kirchen öffneten sich für Eltern und Kinder, um etwas vom Geheimnisvollen des christlichen Glaubens mitzuteilen. Im Erleben von Raum, Bild, Stille, Sprache und Klang sollte sich etwas von dem vermitteln, was die christliche Religion aussagt.

Die Pfarrer der Kirchen haben für 20–30 Min. den Kirchenraum als geheiligten Raum, als Ort der Ruhe und Besinnung vorgestellt. Nach der Führung gab es an einigen Orten zum Ausklang eine Gelegenheit für Gespräch bei einem Kaffee mit dem Angebot der Kinderbetreuung. Es zeigte sich, dass auch Großeltern und Erwachsene ohne Kinder das Angebot wahrnahmen.

In Kombination mit den Kirchenführungen wurden an zentralen Veranstaltungsorten Gesprächsabende für Eltern angeboten mit Impulsen zu den Themen

- Licht, Stille, Klang – das kindliche Erleben von religiösen Symbolen und Festen. Welche Bedeutung hat dies für die kindliche Entwicklung?
- Wer ist der Gott? Warum stirbt man? Was tut man in einer Kirche?  
Wenn Kinder Löcher in den Bauch fragen und man nicht weiß, wie man antworten soll. Tipps für Eltern mit und ohne Glauben
- Ist Allah auch der liebe Gott? Kinderleben und Erziehung zwischen vielen Religionen.  
Kinder leben schon in einer multireligiösen Gesellschaft
- Lass deinem Kind sein Geheimnis!  
Erziehung braucht Anerkennung von Freiheit – auch in der religiösen Erziehung
- Christentum für Interessierte – Kernaussagen

des Christentums anhand von biblischen Texten für Interessierte

Die Erfahrungen im Rahmen des Veranstaltungsprojektes ermutigen zu einer regelmäßigen Einführung eines Angebotes „Kirchenraumerfahrung und Elternbildung“. Das Angebot kann das christliche Jahr begleiten, beispielsweise:

Die Tür zum Heiligen öffnen ... in der Osterzeit / zum Erntedank / in der Adventszeit.

Eine spirituelle Entdeckungsreise im Kirchenraum für Erwachsene und Kinder mit einem Gesprächsabend mit thematischen Impulsen für Eltern an einem zentralen Ort.

In Kooperation zwischen Pfarrgemeinden und den Einrichtungen der Erwachsenen- und Familienbildung kann ein solches Angebot auch die Kindertagesstätte, das Familienzentrum und die Grundschule am Ort einbeziehen.

### **Konzeption und Durchführung einer „Spirituelle Entdeckungsreise für Erwachsene und Kinder“**

Die hier vorgeschlagene Form der Führung im Kirchenraum setzt bei Erwachsenen und Kindern keine Vorkenntnisse und keine Vertrautheit mit kirchlichen Räumen und Handlungen voraus. Auch wird davon ausgegangen, dass die vielerorts üblichen gemeindlichen Beteiligungsformen (z.B. sich an den Händen fassen, freie Gebete formulieren) nicht bekannt und möglicherweise auch nicht erwünscht sind. Es ist von vorsichtigem bis distanzierterem Interesse auf Seiten der Eltern auszugehen. Jüngere Kinder werden in der Regel unbefangen interessiert und neugierig sein.

Die Führungen sollen den Kirchenraum als einen außeralltäglichen besonderen Ort, ein Gotteshaus, vorstellen. Dabei sollen die wesentlichen Aussagen der biblischen Botschaft, wie sie in Architektur, Kunst, Sprache und Klang übersetzt sind, erkennbar,

„lesbar“ und erlebbar gemacht werden. Die Führung soll mit dem elementaren pädagogischen Gestus des Zeigens die Öffnung eines Raums der Andacht für diejenigen anzielen, die ihn nicht oder kaum kennen. Dies verlangt die Aufgabe der Führung auf dem Weg durch die Kirche, verzichtet aber bewusst auf fragend-entwickelnde Begleitung der Eltern und Kinder, bei dem, was sie erleben und empfinden.

Der meditative Weg zeigt einen

### **Raum der Stille**

Die Führungen sollten den Wechsel von alltäglichem Raum und Kirchenraum, Außen und Innen, deutlich machen. Der Kirchenraum ist ein öffentlicher, aber stiller Raum im Kontrast zum Lärm der Straße. In der Stille entfaltet sich das, was der Raum in seiner Gestaltung, in Architektur und Ausstattung, aussagt. In der Stille verbindet es sich mit dem, was Menschen, die sich in ihm befinden, in ihrem Innern bewegt. Die Kirche wird als ein besonderer, schöner Raum gezeigt, der bei Menschen eine Resonanz erzeugen kann, vor allem mit dem, was uns im Leben letztlich nicht verstehbar ist und geheimnisvoll bleibt. Aus dieser Stille erwächst eine besondere Sprache.

### **Raum der besonderen Sprache**

Der Wechsel von Innen und Außen wird auch in der Sprache deutlich. Längere Erklärungen mit Nachfragen, Gespräch und Austausch von Eindrücken sollen vor bzw. nach der Führung vor der Kirchentür oder im Eingangsbereich erfolgen. Während der Führung sollte die *Sprache des (sparsamen) Zeigens und die Sprache der Schrift und des Gebetes* gewählt werden. Eine Kirche soll als Raum der religiösen Sprache kenntlich werden, einer Sprache, in der Bitten, Dank, Schmerz und das schwer Sagbare gesagt werden kann. Der Raum sagt dies auch selber aus. In der religiösen Sprache des Gebetes kann dabei eine eigentümliche

Wirkkraft der Worte wahrgenommen werden – auch von mit Religion nicht vertrauten Menschen.

Während eines Gebetes auf dem meditativen Weg der Führung sollte der Priester (bzw. die führende Person) mit den Anwesenden gemeinsam in Richtung des Altars sitzen oder stehen. Eine Aufstellung der Eltern und Kindern im Kreis ist eher ungünstig. Sie kann für Personen, die mit kirchlichen Formen nicht vertraut sind, Momente der (Sicht)Kontrolle bedeuten und Befangenheit auslösen. Werden Erwachsene aufgefordert zu für sie ungewohnten liturgisch-kommunikativen Formen, kostet sie die Befolgung ein hohes Maß an innerer Energie. Dies kann sie behindern in ihrer Aufmerksamkeit und der Einstimmung auf den Raum und die Situation.

### **Raum der Würde des Menschen und der Zugehörigkeit aller**

Der Kirchenraum gibt Auskunft über die Würde des Menschen, die ihm in der christlichen Religion von Gott zugesagt ist, unabhängig von seiner Lebenssituation, gesellschaftlicher Stellung und Leistung. Kein Mensch ist davon ausgegrenzt. Der Kirchenraum öffnet sich für alle Menschen, heißt grundsätzlich alle willkommen. Kirchen sind ein starker Gegen- und Schutz-Raum angesichts der üblichen Klassifizierungen und Verurteilungen. Die Zugehörigkeit, die der Raum „sagt“, schließt auch die Menschen ein, die in längst vergangenen Zeiten eben diesen symbolischen oder räumlichen Schutz in Kirchen gesucht haben.

### **Raum der besonderen Würde des Kindes**

Die Kirchenführung für Eltern und Kinder vermittelt, dass das Kind in der christlichen Religion eine herausgehobene Stellung hat. Im Kirchenraum, einem geheiligten Bereich, findet gleichsam ein Statuswechsel statt. Kinder sind nach der biblischen Botschaft nicht die besonders zu Beliehenden, die

Unmündigen. Vielmehr sind sie es, an denen sich die Erwachsenen orientieren sollen. Kinder sind in gleicher Weise wie ihre Eltern geliebte Kinder Gottes. Die spirituelle Ebene erschließt sich ihnen wie den Erwachsenen.

Die Kirchenführung sollte daher auf jede Form der Kinderkatechese verzichten. Sie sollte Kinder und Erwachsene gemeinsam ansprechen. Die Sprache für die Kinder und für die Erwachsenen kann sich dabei abwechseln. Kurze Phasen der Erklärungen für die Erwachsenen gibt den Kindern eine kleine Zeit zum freien Wahrnehmen. Man sollte eine kurze Schriftstelle zur Stellung der Kinder vortragen. Das kleine Kind ist im Kirchenraum auch durch die Person Jesu (wie in keiner anderen Religion) präsent. So sollte man, wenn vorhanden, ein Gemälde oder eine Statue mit Maria und dem Gotteskind zeigen. Denn Kinder beziehen die Ehrung des Jesuskindes auch auf sich: sie erkennen die Würdigung der Kinder im Raum der Religion.

### **Raum der Schönheit von Licht und Klang**

Die Kirchenführung sollte die Schönheit des Raums zeigen mit dem Licht, das die Kirchenfenster formen, und dem Licht der Kerzen. Eltern und Kinder sollten auch die Verbindung von Raum und Klang kennen lernen, die eine Orgel oder ein anderes Instrument (besonders geeignet: Flöte) erzeugen kann.

### **Vorschlag für den Ablauf eines Weges durch den Kirchenraum ...**

*... mit Erwachsenen und Kindern (ca. 20–30 Min.) mit einem Priester oder einer/m pastoralen Mitarbeiter/in der Gemeinde*

– Sammlung der Gruppe vor der Kirchentür oder im Eingangsbereich mit Begrüßung und kurzer Erklärung der Führung

- Betreten des Kirchenraums
- Empfang durch leise Orgel- oder Flötenmusik
- ruhiger Weg durch die Kirche mit dem Zeigen von drei oder vier charakteristischen Elementen des Raums, z.B. Licht, Altar, Bilder oder Skulptur (Madonna mit Kind), Herkunft des Namens der Kirche, Geschichtliches, wenn es dem spirituellen Anliegen entgegen kommt, Hinweise zum anstehenden Fest im Jahreskreis
- Platz nehmen in den Bänken und Hören eines Schrifttextes zu den Kindern
- Sprechen des Vater Unser, angeleitet durch den Priester (oder eine anderer Person der Gemeinde)
- ruhiges Zurückgehen des Weges durch die Kirche
- Anzünden von Kerzen durch die Kinder mit Vortrag einer Fürbitte stellvertretend durch den Priester (je nach Gruppe evt. Angebot freier Fürbitten)
- Beendigung des Weges am Ausgang
- ggf. außerhalb der Kirche Austausch zu Fragen der Kinder und der Erwachsenen;
- Hinweis auf die Bildungsveranstaltung für Eltern zum Themenbereich „Religion und Erziehung“.

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> An dem Veranstaltungsprojekt waren beteiligt: Katholisches Bildungswerk Köln, Katholische Familienbildung Köln, Referat Spiritualität, Hauptabteilung Seelsorge, Erzbistum Köln. Die Konzeption wurde erarbeitet unter der Leitung von Rainer Will (Katholisches Bildungswerk Köln) mit Ursula Lehnen (Katholische Familienbildung, Köln), Astrid Gilles-Bacciu, Referentin in der Abteilung Erwachsenenbildung, und Markus Roentgen, Leiter des Referates Spiritualität - beide Erzbischöfliches Generalvikariat Köln.
- <sup>2</sup> Die Erwachsenen- und Familienbildung in Köln dankt Pfarrer Christoph Biskupek, Basilika St. Aposteln, Dechant Klaus Bußmann, St. Adelheid, Pfarrer Franz Meurer, St. Theodor und Pfarrer Matthias Schnegg, St. Maria in Lyskirchen, für ihr Interesse und ihre Bereitschaft der Teilnahme am Projekt.

Andreas Lob-Hüdepohl

# Soziale Arbeit aus christlicher Hand

## Ein Problemaufriss<sup>1</sup>

---

*„Immer noch liegt der ausgeplünderte Mensch am Wege. Soll der Fremdling ihn noch einmal aufheben?“*  
(Alfred Delp SJ)<sup>2</sup>

### 1. Der „Barmherzige Samariter“ ein „unnützer Knecht“?

Der „barmherzige Samariter“ scheidet noch heute die Geister. Ich erinnere mich noch sehr genau an meinen Zorn, als ich vor Jahren einen Aufsatz zur „Ideologie“ der Helferberufe studierte. Darin unterzieht sein Autor *Burkhardt Müller* jede professionelle Helferbeziehung, die sich am biblischen Modell des Barmherzigen Samariters orientiert, einer vernichtenden Kritik: „Der ‚Erfinder‘ des Helfermodells, Jesus, hat in der Geschichte vom barmherzigen Samariter seinen Jüngern empfohlen, wenn sie ‚alles getan haben‘, zu sagen: ‚Wir sind unnütze Knechte‘ (Lk 17, 10). Gewöhnlich wird dies als Aufforderung zu einer Demutsgeste verstanden. Mir scheint sinnvoller,“ resümiert *Müller* beinahe höhnisch, „es als präzise Beschreibung dessen zu lesen, was ein ‚Helfer‘ im Regelfall bei nüchterner Betrachtung seiner Tätigkeit erkennen muss: Sie tut vielleicht gut, aber sie ist zu nichts Spezifischem nütze.“<sup>3</sup>

Was versetzte mich so in Zorn? Immerhin kritisiert *Burkhardt Müller* eine durchaus gängige Lesart des „Barmherzigen Samariters“, die tatsächlich für modernes sozialprofessionelles Handeln wenig vorbildlich sein kann: unüberlegte Spontaneität der Hilfe, Blindheit für Ursachen des vorfindlichen Problems, Vernachlässigung aller Folgen und Nebenfolgen seiner Hilfehandlung.<sup>4</sup> Was machte mich also so zornig? War es die



willkürliche Art und Weise, wie Müller mit biblischen Motiven und Zitaten nach Belieben umspringt und alle Textzusammenhänge wie Erzählabsichten der biblischen Schrift achtlos beiseite schiebt? Denn ich kann auch heute noch nicht erkennen, dass der Nazarener mit dem Gleichnis vom Barmherzigen Samariter den Prototyp eines vorbildlichen Helfermodells erläutern will, wie die Kritik Müllers und mancher anderer insinuiert. Die Frage des Gesetzeslehrers, die Jesus mit dem Gleichnis des Barmherzigen Samariters beantwortet, lautet nicht: „Wie helfe ich am besten?“, sondern „Wer ist mein Nächster?“ (Lk 10, 29b) Diese im Kern theologische Frage rührt an das religiöse Selbstverständnis des zeitgenössischen Judentums. Die Antwort Jesu auf diese hochbrisante Frage sprengt die gewohnten religiös begründeten sozialen Rollen wie Zuständigkeiten für Nächstenpflichten. Entgegen den Denk- und Handlungsgewohnheiten ist der Nächste oftmals der, der sich über alle gängigen und mit sozialen Sanktionen versehenen Rollendefinitionen und Zuständigkeitsverteilungen hinwegsetzt und sich mir gegenüber faktisch als Nächster erweist- und zwar ohne damit rechnen zu können, dass auch ich mich ihm gegenüber als Nächster erweisen kann und werde und damit ebenfalls die vorfindlichen, religiös begründeten sozialen Ein- und Ausgrenzungen überwinde. Die Grundfigur des Barmherzigen Samariters beschreibt in erster Linie die religiöse Qualität zwischenmenschlicher Beziehungen. Sie eins zu eins in ein Modell sozialprofessionellen Handelns umzusetzen und es darin zu kritisieren, missachtet den Textbefund und ist infolgedessen wissenschaftlich unredlich.<sup>5</sup>

War ich also ob solcher Verletzung wissenschaftlicher Sorgfaltspflichten zornig? Mag sein. Zornig aber war ich vor allem, weil Müllers grobschlächtige Kritik die *utopische Energie*, die dieses Gleichnis auch heute noch zu entfalten in der Lage ist, schonungslos auf dem Altar vermeintlich nüchternen Wissenschaftlichkeit sozialer Dienstleistungsprofessionen entsorgt, ohne einen auch nur annähernd angemessenen Ersatz zu stellen. Was ich meine, vermittelt am besten

der leidenschaftliche Appell *Alfred Delp*s zur Rückkehr der Kirchen in die Diakonie, zur Rückkehr in den Dienst an der Menschheit: „Und zwar in einen Dienst, den die Not der Menschen bestimmt, nicht unser Geschmack oder das Consuetudinarium einer noch so bewährten kirchlichen Gemeinschaft. (...) Es wird“, so Delp apodiktisch, „kein Mensch an die Botschaft vom Heil und vom Heiland glauben, solange wir uns nicht blutig geschunden haben im Dienste des physisch, psychisch, sozial, wirtschaftlich, sittlich oder sonstwie kranken Menschen.“ Und dann: „Immer noch liegt der ausgeplünderte Mensch am Wege. Soll der Fremdling ihn noch einmal aufheben?“<sup>6</sup>

Die Erzählfigur des Barmherzigen Samariters trefflich gedeutet als Metapher für eine Kirche, die ihre Eigentlichkeit gegen die Unordnungen der Welt im ängstlich verbissenen Abseits zu verteidigen sucht und dadurch verliert; die ihre Eigentlichkeit nur erreichen kann in der völligen Verausgabung für die schreiende Not dieser Welt, für die Menschheit in Not. Ja, ich gestehe: Müllers grobschlächtige Kritik gegenüber dem „Erfinder des Hilfemodells“ und „seiner Geschichte“ haben mich verletzt – in meiner persönlichen Identität als Christ wie in meiner beruflichen Identität als Theologe, der zur Profilierung kirchlicher Diakonie beitragen will. Ist das nur mein Problem? Mindestens wird deutlich, dass das Verhältnis professioneller Sozialer Arbeit und biblischen Traditionen belastet und die Verbindung „Sozialer Arbeit“ mit einer „christlichen Hand“, in vielerlei Hinsicht erläuterungsbedürftig ist. Das Verhältnis zwischen Bibel und Sozialer Arbeit ist keinesfalls nur für Exegeten und Diakoniewissenschaftler interessant – und problematisch! Es rührt an das Selbstverständnis eines Jeden, der seine sozialberufliche Professionalität mit seiner religiösen Identität verbindet – in welcher Form und mit welcher Hoffnung oder aber Scheu auch immer er das unternimmt. Und es berührt damit das (mutmaßliche) Proprium christlicher Sozialer Arbeit und damit das Selbstverständnis caritativer bzw. diakonaler Praxis von Christen und Kirche. Des-

halb will ich in meinem Problemaufriss drei Problemkreise skizzieren.

## **2. Das Selbstverständnis Sozialer Arbeit als emanzipatorisch-widerständige Praxis und Profession**

Mit dem modernen Selbstverständnis Sozialer Arbeit zu beginnen, spiegelt bereits eine wichtige und keinesfalls unumstrittene Vorentscheidung. Warum nicht mit der Bibel? Dennoch: Die erste und entscheidende Herausforderung für Soziale Arbeit aus christlicher Hand besteht nicht im Ruf der Bibel, dem wir zu folgen hätten. Ihre erste Herausforderung besteht vielmehr in der Not und dem Schrei versehrt Menschen, die uns auf Soziale Arbeit hin verpflichten.

Die Not und der Schrei versehrt Menschen beschreibt zugleich das oberste Ziel aller Sozialer Arbeit. Sozialer Arbeit geht es um die professionelle Unterstützung solcher Menschen, deren selbstbestimmte Lebensführung durch materielle, physische oder psychische Not erheblich belastet oder sogar unmöglich (geworden) ist. Deshalb ist Soziale Arbeit niemals bloßes Geschäft oder herstellendes Tun, auch wenn sie sich zu Recht vieler „Arbeitsmethoden“ oder „Gesprächsführungstechniken“ bedient. Soziale Arbeit ist immer eine soziale *Praxis* zwischen dem Professionellen und seinem Adressaten, die auf dessen Befähigung zur eigenverantwortlichen Lebensführung hinzielt und so den vielfältigen Bedrohungen und Verletzungen der menschlichen Lebenswelt widerstehen will. Darin ist Soziale Arbeit emanzipatorisch-widerständige Praxis.

Solch emanzipatorisch-widerständige Praxis bedarf natürlich nicht nur des guten Willens und der guten Absicht der Beteiligten. Soziale Arbeit ist immer wissensbedürftig wie begründungspflichtig. Zur modernen Sozialen Arbeit gehören deshalb unterschiedliche Wissensbestände, die die Angemessenheit und den Erfolg („Qualität“) ihrer Praxis absichern: etwa das Wissen über Ursachen und Folgen sozialer Probleme und Konflikte, das Wissen über lösungsorientier-

te Präventions- oder Interventionsformen oder das Wissen um die tragenden Werte, die Sozialer Arbeit Richtung und Maß geben.<sup>7</sup> Die Professionalität Sozialer Berufe verbietet freilich jeden unbefragten Wissensimport sozusagen „von außen“, also von fremden Institutionen oder Professionen. Sie muß ihr erklärendes oder methodisches Wissen durch eigene Anstrengung, also durch eigene wissenschaftsgestützte Reflexionen generieren. Darin besteht ihre Autonomie als Profession.

Dieses Selbstverständnis Sozialer Arbeit wirkt sich auch auf das Verhältnis zwischen Sozialen Berufen und biblischen Traditionen aus. Unbeschadet der Frage, ob und welche Potentiale die biblischen Erzählungen und Traditionen für das Berufswissen Sozialer Arbeit beizusteuern in der Lage sind, in keinem Fall könnten sie ohne weitere Prüfung auf ihre Plausibilität und Angemessenheit in die Wissensbestände beruflicher Sozialer Arbeit transferiert werden. Jede Erkenntnis, die andere Quellen beisteuern, muss mit der wissenschaftlichen Eigenlogik Sozialer Professionen übereinstimmen können oder sie scheidet aus. Es gibt ebensowenig ein biblisch begründetes Beratungskonzept professioneller Sozialer Arbeit wie es kein biblisch begründetes Gravitationsgesetz der Physik gibt.

Freilich liegt die Eintrittsschwelle in den Kreis des (wissenschaftsgestützten) beruflichen Wissens längst nicht so hoch, wie es nach dieser grundsätzlichen Feststellung erscheinen mag. Die Absicherung professioneller Sozialer Arbeit erfolgt ja nicht durch einen abstrakten theoretischen Überbau, der durch schlichte Deduktion seiner Prinzipien die berufliche Praxis auf konkrete Handlungsmuster festlegt. Die Absicherung professioneller Sozialer Arbeit erfolgt vielmehr durch die kritisch-konstruktive Reflexion jener beruflichen Praxis, die eine wissenschaftliche Theorie selbst nie allein aus sich hervorbringen kann, sondern die ihr immer vorausgeht – einschließlich jener tragenden Motive der Akteure, ihrer Deutungsmuster oder ihrer moralischen Zieloptionen, die in der sozialen Praxis immer schon wirksam sind. Professionelle Soziale Arbeit steht

selbstverständlich in der Pflicht, alle diese tragenden Motive, Deutungsmuster und normativen Zieloptionen auf ihre Angemessenheit für das Gesamtziel Sozialer Arbeit, also auf den Respekt vor der menschlichen Würde und deshalb auf den gebotenen Widerstand gegen alle Formen ihrer Vernutzung und Versehrung zu überprüfen und nötigenfalls zu korrigieren. Freilich kann professionelle Soziale Arbeit solche Motive, Deutungsmuster und Zieloptionen nicht selbst erzeugen. Sie ist darauf angewiesen, dass die Akteure Sozialer Arbeit solche elementaren Überzeugungen und Motive in ihre berufliche Praxis jeweils schon mitbringen.<sup>8</sup>

Damit ist ein wichtiger Anknüpfungspunkt für den zweiten Problembereich unserer Fragestellung freigelegt. Ausgangspunkt und erste Herausforderung Sozialer Arbeit ist die Not und der Schrei versehrter Menschen; ist die Kontrasterfahrung von Misslingen und Missachtung menschenwürdigen Lebens. Darauf reagiert sie mit einer emanzipatorisch-widerständigen Praxis. Wenn aber gerade eine solch normativ anspruchsvolle Soziale Arbeit auf Intuitionen, auf Motive und auf Leitoptionen ihrer Akteure angewiesen ist, auf die sie sich beziehen können muss, was liegt da näher, als jenes Potential fruchtbar zu machen, das wie kaum ein anderes *ebenfalls* um das Ringen auf Heil und Rettung angesichts von Unheil und Leid kreist, nämlich die Erzählungen und Traditionen der Heiligen Schrift?

### 3. Selbstverständnis unserer Frage an die Bibel

Vorab: Es gibt grundsätzlich zwei verschiedene Typen menschlichen Fragens. Es gibt *legitimatisches* Fragen, und es gibt *offenes* Fragen. Das eine, das legitimatorische Fragen wünscht sich als Antwort lediglich die Bestätigung der eigenen Position: Ist es nicht so? Das andere, das offene Fragen erhofft sich von der Antwort wirklich etwas Neues, etwas *Un-*erwartetes. Freilich muss es damit rechnen, dass das Neue und Unerwartete befremdet; die eigenen Mutmaßun-

gen und Erwartungen enttäuscht; das Eingewöhnte und Bekannte unterbricht.

Beide Fragetypen kennen wir auch bei Fragen an die Bibel. Im ersten Fall dienen die Schriften des Ersten und des Zweiten Testaments nicht selten lediglich Sammlung von Zitaten, mit der man (fast) jeder vorgefassten Meinung nachträglich das Odium biblischer Inspiration und Begründung verleihen kann. Müssen, ja können wir wirklich die Notwendigkeit solidarischen Teilens in unserer Gesellschaft mit der Programmatik der Jerusalemer Urgemeinde begründen: „Keiner nannte etwas von dem, was er hatte, sein Eigentum, sondern sie hatten alles gemeinsam“ (Apg 4, 32)? Müssen, ja können wir tatsächlich die Integrationsarbeit im Dienst der Menschenwürde von Migranten unter die biblische Leitoption stellen: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken“ (Mt 11, 28)? Dieser Typ von Frage an die Bibel ist merkwürdig unergiebig. Wie auch anders, wenn das rein bestätigende, rein legitimatorische Interesse an den Erzählungen und Traditionen der Bibel überwiegt und so deren *Überschuss* an Inspiration automatisch ausblendet. Die produktive Unruhe, die von überlieferten Erzählungen ausgehen *kann*, wird so von vorne herein stillgestellt. *Keine* Frage, dass sich die Bibel einem solchen Verwertungsinteresse verweigern *muss*: Sie will uns etwas sagen und nicht nur verbal unsere Schultern klopfen.

Allein das *offene* Fragen ist für die Orientierung professioneller Sozialer Arbeit von Interesse. Was aber kann dieses offene Fragen von biblischen Traditionen erwarten? Motive? Moralische Intuitionen? Handlungsmodelle?

Der Neutestamentler *Dietfried Stollberg* urteilt gerade mit Blick auf das Verhältnis von Bibel und Sozialer Arbeit kategorisch: „Biblische ‚Haltungen und Normen‘, auch wenn sie Allgemeinmenschliches darstellen und in Gestalt von Geschichten auftreten, sind schwerlich *direkt* mit Fragen unserer Zeit zu verbinden.“ Und dann ernüchternd: „Biblische Antithesen gegen heutige Beobachtungen und Argumente sind ebenso unmöglich wie eine direkt ‚biblische‘ Be-

gründung heutiger Diakonie.“<sup>10</sup> In diesem Punkt weiß sich der Bibelwissenschaftler ganz mit dem Diakoniewissenschaftler *Ulrich Bach* einig: „Eins der wenigen wirklich ganz großen Unglücke in der Geschichte der theologischen Grundlegung von Diakonie (...) ist die behauptete Parallelität unserer Diakonie mit den Wundern Jesu.“<sup>11</sup>

Dennoch: Biblische Erzählungen und Traditionen haben – unabhängig von der Frage, ob wir ihnen konkrete Prinzipien und Imperative für heutige Problemstellungen Sozialer Arbeit entnehmen können oder nicht – einen *Überschuss* an Sinn und Bedeutung, der uns gerade für Soziale Berufe immer neu zu denken aufgibt. Die biblischen Schriften berichten von der Geschichte Gottes mit den Menschen, die eine Geschichte der vielen Geschichten ist, in denen Menschen Not lindernd wie ermutigend, tröstend wie grenzüberschreitend, eben heilsam und befreiend Gottes Gegenwart erfahren. Solche *erzählte* Erfahrungen bieten gänzlich andere Anhaltspunkte, unsere Lebenswelten und Lebensprobleme zu verstehen als lehrbuchhaftes, argumentatives Wissen. Natürlich, in der Sozialen Arbeit muss es immer eine Zeit strenger Argumentation und Begründung unseres professionellen Tuns geben. Aber sie sollte auch Zeiten des *Erzählens* kennen – dann jedenfalls, wenn Erzählungen von Lebenserfahrungen und -einsichten berichten, die durch keine wissenschaftlich-argumentative Rede abgegolten werden können und doch für die Bewältigung heutiger Lebensführung überraschend neue Alternativen eröffnen. Wenn ich die heilsame Kraft von couragierter Eigeninitiative eines Menschen selbst in äußerster Not beschreiben sollte, fehlen mir bis heute bessere Worte als etwa die Erzählung jener *blutflüssigen Frau* im Markusevangelium; einer Frau, die auf die heilsame Beziehungsmacht des Nazareners vertraut, die als Unreine das Ungeheuerliche begeht und ihn berührt, die durch diesen Tabubruch ihre unerträgliche Ausgrenzung überwindet und darüber auch medizinische Effekte erzielt – ihr Blutfluss hört auf (Mk 5, 25ff). Der uneinholbare Vorteil dieser und vieler

weiterer Heilungsgeschichten der Bibel ist: Ihre Dichte und Prägnanz können relativ zwanglos an unsere Alltagserfahrungen anschließen und durch ihren Kontrast unser Weiterdenken befördern. Und: man muss weder eine strenge wissenschaftliche Logik beherrschen noch muss man glauben, um zu verstehen, was gemeint ist.

Allerdings, im Umfeld Sozialer Arbeit werden auch *fatale*, ja *falsche* Deutungen von biblischen Erzählungen und Traditionen kolportiert. Für die Betroffenen haben sie nicht selten verheerende Folgen! Denken wir nur an die fatalen Deutungsmuster von Krankheit und Behinderung. Warum verschweigen, dass die Situation von Menschen mit körperlichen oder psychischen Behinderungen gerade durch biblische Motive oftmals ins Unerträgliche gesteigert wurde? Bis in unsere Gegenwart wirkt die Überzeugung vom Tun-Ergehen-Zusammenhang oder die hierarchisierende Lehre von der Gottebenbildlichkeit des Menschen nach, die Kranke und Behinderte aus religiösen Motiven oder wenigstens mit religiöser Sanktionierung zu Menschen zweiter Klasse machen und ihre Würde schwer beschädigen.

Bis heute noch muss eine *befreiende* Theologie auch im Christentum mit einer *behindernden* Theologie konkurrieren; eine *befreiende* Theologie, die den Versehrten und Ausgegrenzten Gottes frohe Botschaft in Gestalt unserer solidarischen Unterstützung zusagt, gegen eine *behindernde* Theologie, die die Situation der Versehrten und Ausgegrenzten sogar noch legitimiert und sich dabei nicht selten auf bestimmte biblische Erzählungen beruft. Deshalb: Stoppen wir die *falschen* Erzählungen! Ich sage entschieden: *falsche* Erzählungen. Denn es gibt ein entscheidendes „Wahrheitskriterium“ für unser „richtiges“ Verstehen biblischer Erzählungen und Traditionen: die Praxis Jesu selbst. Gewiss, die Praxis des Nazareners auszuleuchten ist selbst schon wieder eine, nämlich unsere Interpretation, die wiederum jene Interpretationen deuten muss, die die biblischen Erzähler uns vom Wirken Jesu

hinterlassen haben. Also, ein zugegeben schwieriges Geschäft. Bei alledem gilt dennoch unbestritten die „Programmatische“ von Leben, Schicksal und Frohbotschaft Jesu von Nazaret, die ihn sozusagen in seiner Antrittsrede zitieren lässt: „Der Geist des Herrn ruht auf mir, denn der Herr hat mich gesalbt. Er hat mich gesandt, damit ich den Armen eine gute Nachricht bringe, damit ich den Gefangenen die Entlassung verkünde und den Blinden das Augenlicht; damit ich die Zerschlagenen in Freiheit setze und ein Gnadenjahr des Herrn ausrufe“ (Lk 4, 18f). Den Sinn dieser befreienden Programmatik genauer zu ermitteln und ihn als hermeneutisches Kriterium für den Umgang mit biblischen Erzählungen und Traditionen fruchtbar zu machen, das ist das Mindeste, was wir von der biblischen Wissenschaft an Profil aus der Bibel für die Soziale Arbeit erwarten sollten.

#### **4. Das Selbstverständnis von Diakonie als Glaubenspraxis von Christen und der Kirche**

Wir sind beim dritten Problemkreis angekommen. Denn christliche Diakonie versteht sich als Glaubenspraxis von Christen und Kirche in *der Nachfolge Jesu Christi* und ist schon deshalb auf die klärenden Hinweise biblischer Exegese angewiesen (– und zwar noch diesseits aller Eigenlogik professioneller Sozialer Arbeit!)

Lassen Sie mich als erstes auf eine wichtige Unterscheidung aufmerksam machen: auf die Unterscheidung zwischen Sozialer Arbeit *aus christlicher Hand* und Sozialer Arbeit *in kirchlicher Trägerschaft*. Der Focus „aus christlicher Hand“ konzentriert sich auf den *konkret-personalen Vollzug* Sozialer Arbeit durch den Professionellen. Er geht von der Vermutung aus, dass sich dessen persönliche Identität als Christ auch in seiner *beruflichen* Identität auslegt. Die „Hand“ dient hier als sprachliche Metapher; die Handbewegungen eines Menschen werden als Ausdruckshandlungen seiner höchst persönlichen Identität gedeutet. Eine *christliche* Hand steht für das

Selbstverständnis eines Menschen, der der rettend-befreienden Gegenwart Gottes vertraut und ihre Heilsamkeit für uns alle erhofft; der dieses hoffende Vertrauen anderen Menschen durch die solidarische Tat der Liebe mitteilen und ihnen dadurch die rettend-heilsame Gegenwart Gottes auch in ihrem Leben erfahrbar machen will. Diese von Gott her ermöglichte und auf andere hienzielende, mitteilende Liebe ist Caritas im strengen theologischen Sinne. Caritas ist deshalb für die Nachfolge Jesu und damit für jede christliche Glaubenspraxis konstitutiv. Christliche Existenz ist ohne Caritas ebenso wenig möglich wie die Gemeinschaft der Glaubenden (Kirche) ohne Diakonie. Deshalb findet Soziale Arbeit in der Diakonie und Caritas christlicher Gemeinden oder Verbände eine für die Kirche unverzichtbare kirchliche Trägerschaft.

Diese Unterscheidung ist wichtig. Soziale Arbeit aus christlicher Hand kann es auch geben in Institutionen nicht kirchlicher Art. Ja, Caritas im theologischen Sinne vollzieht sich potentiell selbst dort, wo sie als solche den Sozialprofessionellen gar nicht bewusst und als spezifisch *christliche* ausgewiesen wird. Über diesen möglicherweise überraschenden Sachverhalt hat bereits vor knapp vierzig Jahren der Konzilstheologe *Karl Rahner* die Generalversammlung des Schweizer Caritasverbandes aufgeklärt: „Denn überall, wo die profane soziale Tat der Gesellschaft der ewigen Würde der Person, ihrer Freiheit und Befreiung von Selbstentfremdung dient, wo sie dem Menschen ermöglicht, er selbst zu sein und sein irdisches und ewiges Geschick in Selbstverantwortung zu tun, wo sie ihn von möglichst vielem Vorpersonalem entlastet, um ihm das Schwerste zuzulasten: ihn selbst in seiner Freiheit; überall da sind gesellschaftliche Wirklichkeiten gegeben, die auch Leib der Liebe sein können, es oft auch sind und so, obzwar anonym, zum Erscheinungsbild der Kirche gehören könnten. Wo das nicht geschieht, ist auch keine soziale Arbeit und Institution.“<sup>12</sup>

Sollen, nein *können* wir zukünftig dann noch zwischen profaner und christlicher Sozialer Arbeit *theologisch* unterscheiden?

(Ist nicht jede Suche nach einem *Proprium* oder – moderner formuliert – *Alleinstellungsmerkmal* kirchlicher Diakonie und Caritas künstlich und zwecklos?) Für *Karl Rahner* keineswegs. Denn es gibt Bereiche Sozialer Arbeit, für die Christen und Kirche eine Erstzuständigkeit besitzen. Soziale Konflikte und Probleme spiegeln nicht selten auch erhebliche Verzerrungen in den spezifisch religiösen Dimensionen eines menschlichen Lebens. *Rahner* nennt sie „Störung des religiösen Verhältnisses zwischen Menschen und Gott und (wegen der Einheit von Gottes- und Nächstenliebe) des religiösen Verhältnisses *zwischenmenschlicher Art*“.<sup>13</sup> Wo soziale Probleme und Konflikte, seien sie individueller oder auch kollektiver Art, von Störungen in der religiösen Identität eines Menschen verursacht und überlagert werden oder umgekehrt von sozialen Konflikten selbst ausgelöst werden, überall dort sind die spezifisch religiösen Ressourcen von Christen und Kirche in der unmittelbaren Pflicht zur Kritik, zur Korrektur und zur Heilung.

Nun dürfte uns die Diagnose von Störungen im religiösen Verhältnis des Menschen zur Mitwelt und zu Gott nicht leicht fallen. Was genau ist darunter zu verstehen? Zudem gibt es nicht *das* religiöse Verhältnis des Menschen zu Gott und seiner Mitwelt, im Zeichen weltanschaulich pluraler Gesellschaften schon gar nicht. Aber wir können mindestens das eine festhalten: Wo die prekäre Lebenslage eines Einzelnen oder soziale Konflikte zwischen Menschen religiös oder weltanschaulich *überhöht*, *festgeschrieben* oder *sogar legitimiert* werden; wo sie für *sakrosankt erklärt* und ihre Lösungen dadurch erschwert oder sogar verhindert werden; genau dort ist die religiöse bzw. weltanschauliche Identität eines Einzelnen oder einer sozialen Gruppe *unheilsam* gestört. Das beginnt etwa bei der religiösen Legitimierung patriarchaler Rollenmuster in Familien bzw. zwischen den Geschlechtern und endet in der (pseudo-)religiös verklärten Gewalt zwischen ethnisch verfeindeten Volksgruppen.

Solche religiösen Identitäten sind tatsächlich *unheilsam* gestört. Das folgt zumindest

aus der Perspektive unseres Christusglaubens. Dieser Christusglaube formuliert *kategorisch* eine grundsätzliche Option: die Option der *gelingenden Menschwerdung des Menschen inmitten der Chancen wie Gefährdungen seiner je geschichtlichen Welt*. Unser Christusglaube formuliert damit eine Fundamentalsoption *gegen* alle Formen von Ausgrenzung und Missachtung.<sup>14</sup> Deshalb findet Soziale Arbeit aus christlicher Hand im Widerstand gegen jede Beschädigung würdevollen Lebens, die weltanschaulich oder religiös unterlegt ist, ihren genuinen Ort und Auftrag (– ob in kirchlicher oder profaner Trägerschaft).

## **5. Das Selbstverständnis christlicher Diakonie im Profil biblischer Zeugnisse – ein kurzer Ausblick**

Die Kritik, die Korrektur und die Heilung religiöser Störungen im erläuterten Sinne ist keinesfalls die Aufgabe der klassischen Seelsorge allein. Sie ist dafür oftmals viel zu abstrakt, viel zu weit entfernt von den sozialen Nöten unserer Zeit und deshalb überfordert. Die schwierige Gemengelage aus sozialen Konflikten und etwaigen religiösen Überformungen erfordert Soziale Arbeit – freilich mit dem besonderen Akzent, den man diakonische Seelsorge<sup>15</sup> nennen könnte.

Und hier rücken Soziale Arbeit aus christlicher Hand und die Profile des biblischen Lebens aufs engste zusammen. Denn es gehört zum charakteristischen Profil biblischer Zeugnisse, dass sie individuelle Problemlagen wie soziale Konflikte *immer auch* als Manifestationen gestörter Gottesbeziehungen oder fehlinformierter Gottesverständnisse entlarvt. Wir müssen uns nur die enge Verzahnung von Sozial- und Kulturkritik alttestamentlicher Prophetie vor Augen führen: „Wenn ihr mir Brandopfer darbringt, ich habe kein Gefallen an euren Gaben, und eure fetten Heilopfer will ich nicht sehen. Weg mit dem Lärm deiner Lieder! Dein Harfenspiel will ich nicht hören, sondern das Recht ströme wie Wasser, die Gerechtigkeit wie ein nie versiegender Bach“ (Am

5, 22–24). Oder denken wir an die Zurechtweisung der Jünger Jesu, die im Angesicht des Blindgeborenen lediglich zu fragen vermochten, ob er oder seine Eltern gesündigt und so im Sinne des Tun-Ergehens-Zusammenhangs seine missliche Lage zu verantworten hätten. Pointiert lautet die Auskunft Jesu: „Weder er noch seine Eltern haben gesündigt, sondern das Wirken Gottes soll an ihm offenbar werden“ (Joh 9, 3).

Der biblische Reigen solcher Verknüpfungen zwischen fatalen religiösen Auffassungen und sozialen Probleme lässt sich leicht verlängern. Christliche Diakonie wie Soziale Arbeit insgesamt können von diesem unermesslichen Erfahrungsreichtum nur profitieren. Nochmals: Sie gewinnen keine konkreten Handlungsmodelle oder Arbeitsmethoden. Aber sie können von der *utopischen Energie* biblischer Erfahrungen profitieren; eine utopische Energie, die die eingewöhnten Denk- und Handlungsmuster aufricht und so dem nie ganz wirklich werdenden Heil des Menschen wenigstens fragmentarisch da und dort in seiner Lebenswelt einen Ort zu geben vermag. Das Proprium, das Mehr, das Sozialer Arbeit aus christlicher Hand eignen könnte, ist keinesfalls ein Mehr an Leistung. Sondern es ist das Mehr jenes Verheißungsüberschusses, das in den vielen Geschichten der Menschen in der Begegnung mit ihrem Gott erfahrbar wird und Sozialer Arbeit eine zutiefst eschatologische Dynamik auf ein Mehr an Humanität verleihen kann: „Und er, Gott, wird bei ihnen sein. Er wird alle Tränen von ihren Augen abwischen: Der Tod wird nicht mehr sein, keine Trauer, keine Klage, keine Mühsal. Denn was früher war, ist vergangen“ (Offb 21, 3b.4).

Am Anfang jeder Sozialen Arbeit steht nicht die Bibel. Am Anfang steht das heutige Leben, unser Leben, das Leben des Anderen, des Leidenden, des Ausgegrenzten, des Missachteten, des unter die Räuber gefallenen, der unserer Hilfe Bedarf. Und schon wieder sind wir bei der Bibel angelangt, die ganz nahe bei uns heute ist:

Immer noch liegt der ausgeplünderte Mensch am Wege. Soll der Fremdling ihn noch einmal aufheben?

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Leicht redigiertes Manuskript eines Vortrages, gehalten auf der Fachtagung „Soziale Arbeit aus christlicher Hand? Profile aus der Bibel“ am 1./2.10.2003 in Berlin.
- <sup>2</sup> Alfred Delp: Das Schicksal der Kirchen, in: Im Angesicht des Todes. Frankfurt/M. 11. Aufl. 1981, 138–144, hier: 140. 142.
- <sup>3</sup> Burkhardt Müller: Außensicht – Innensicht. Freiburg/Brsg. 1995, 100.
- <sup>4</sup> Ich habe diese Frage im Anschluss an Burkhardt Müller ausführlicher erläutert in Andreas Lob-Hüdepol: Kritik der instrumentellen Vernunft – Soziale Arbeit in einer entsakralisierten Gesellschaft. In: Ders. u.a.(Hg.): Spiritualität in der Sozialen Arbeit. Freiburg/Brsg. 2003, 69–86, hier: 71ff.
- <sup>5</sup> Bedauerlicherweise sind auch professionelle Theologen vor derartigen unzulässigen Kurzschlüssen nicht gefeit.
- <sup>6</sup> S. Anm. 2.
- <sup>7</sup> Vgl. Silvia Staub-Bernasconi: Soziale Probleme – Soziale Berufe – Soziale Praxis, in: Marianne Meinhold u.a. (Hg.): Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. Freiburg/Brsg. 1995, 12–101.
- <sup>8</sup> Zu diesem Verständnis kritisch-konstruktiver Wissenschaft vgl. klassisch Max Horkheimer: Traditionelle und kritische Theorie, in: Heitschrift für Sozialforschung 6 (1937) 245–294.
- <sup>9</sup> So gelesen bei Reinhard Turre: Diakonische Einsichten. Theologische Impulse und ethische Reflexionen. Stuttgart 2001, 14. Turre skizziert hier das Programm der „Verdolmetschung der Bibel“ in der Tatsprache der Diakonie.
- <sup>10</sup> Dieter Stolberg: „Kirche für andere“ – Leidet die Diakonie an einem depressiver Syndrom? In: Michael Schibilsky (Hg.): Kursbuch Diakonie. Neukirchen-Vlyn 1991, S. 237 – 243, hier: S. 240.
- <sup>11</sup> Ulrich Bach: „Heilende Gemeinde“? Versuch, einen Trend zu korrigieren. Neukirchen-Vlyn 1988, 30.
- <sup>12</sup> Karl Rahner: Praktische Theologie und kirchliche Sozialarbeit, in: ders.: Schriften zur Theologie. Bd. 8, Einsiedeln 1967, 667–688, hier: 679.
- <sup>13</sup> Ders.: ebd, 683.
- <sup>14</sup> Vgl. Hans-Joachim Sander: Zeichen der Zeit - Kontraste der Menschwerdung. Hinführung zu gegenwärtiger Fundamentaltheologie. In: B. Henze (Hg.): Studium der Katholischen Theologie. Paderborn 1995, 231–254.
- <sup>15</sup> Vgl. zur Verschränkung von Diakonie und Seelsorge auch Henning Luther: Diakonische Seelsorge, in: Wege zum Menschen 40 (1988), 475–486.

# Vom „glücklichen Leben“ und von der „Unsterblichkeit der Liebe“

**Gedanken im Anschluss an die Enzyklika „Spe salvi“ Papst Benedikts XVI.**

---

Der Mensch ist ein Wesen der Hoffnung. Er hat „viele kleinere oder größere Hoffnungen, Tag um Tag – verschieden in den verschiedenen Perioden seines Lebens. Manchmal kann es scheinen, dass eine dieser Hoffnungen ihn ganz ausfüllt und dass er keine weiteren Hoffnungen braucht. In der Jugend kann es die Hoffnung auf die große erfüllende Liebe sein“ (30). „Erlöst wird der Mensch durch die Liebe. Das gilt zunächst im rein innerweltlichen Bereich. Wenn jemand in seinem Leben die große Liebe erfährt, ist dies ein Augenblick der ‚Erlösung‘, die seinem Leben einen neuen Sinn gibt. Aber er wird bald auch erkennen, dass die ihm geschenkte Liebe allein die Frage seines Lebens nicht löst. Sie bleibt angefochten. Sie kann durch den Tod zerstört werden. Er braucht die unbedingte Liebe. Er braucht jene Gewissheit, die ihn sagen lässt: ‚Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Gewalten der Höhe oder Tiefe noch irgendeine Kreatur können uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn‘ (Röm 8,38–39). Wenn es diese unbedingte Liebe gibt mit ihrer unbedingten Gewissheit, dann – erst dann – ist der Mensch ‚erlöst‘, was immer ihm auch im Einzelnen zustoßen mag“ (26). Aus dieser Erfahrung schreibt Paulus: „Ich lebe im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich für mich hingegeben hat“ (Gal 2,20).

## „Das glückliche Leben“

„Was ist das eigentlich, ‚Leben‘? – So fragt Benedikt. „Es gibt Augenblicke“ – so sagt er –, „in denen wir plötzlich spüren: Ja, das wäre es eigentlich – das wahre ‚Leben‘ – so müsste es sein“. Augustinus nennt dies „das glückliche Leben“, das Leben, „das einfach Leben, einfach ‚Glück‘ ist“ (11). Solches „Glück“ ereignet sich wohl am dichtesten in der „großen erfüllenden Liebe“ (30) zweier junger Menschen, die erfahren haben: Ich habe den Partner gefunden, den ich schon lange – vielleicht vergeblich – gesucht habe, und wenn dann beide zueinander sagen: Mit dir, mit dir allein möchte ich ein Leben lang in Liebe verbunden bleiben. – Nun aber fährt Benedikt mit Augustinus fort: Aber selbst in einem solchen Augenblick, in dem wir das „glückliche Leben“ zu berühren meinen, erreichen wir es „nicht wirklich“: „Wir wissen nicht, was wir wirklich möchten; wir kennen dieses ‚eigentliche Leben‘ nicht; und dennoch wissen wir, dass es etwas geben muss, das wir nicht kennen und auf das hin es uns drängt“ (11).

## „Ewiges Leben“

Augustinus habe mit diesen Überlegungen „die wesentliche Situation des Menschen“ beschrieben: „Wir möchten irgendwie das Leben selbst, das eigentliche, das dann auch nicht vom Tod berührt wird; aber zugleich kennen wir das nicht, wonach es uns drängt. [...] Dies Unbekannte ist die eigentliche ‚Hoffnung‘, die uns treibt“. Der Begriff „ewiges Leben“ sei dafür „ein ungenügendes Wort“. Was wir damit suchen und meinen, können wir nur erahnen. Ewigkeit sei „nicht eine immer weitergehende Abfolge von Kalendertagen [...], sondern etwas wie der erfüllte Augenblick, in dem uns das Ganze umfängt und wir das Ganze umfassen. Es wäre der Augenblick des Eintauchens in den Ozean der unendlichen Liebe, in dem es keine Zeit, kein Vor- und Nachher mehr gibt. Wir können nur versuchen zu denken, dass dieser Augenblick das Leben



im vollen Sinn ist, immer neues Eintauchen in die Weite des Seins, in dem wir einfach von der Freude überwältigt werden“ (12). So habe es Jesus bei Johannes ausgedrückt: „Ich werde euch wiedersehen, und euer Herz wird sich freuen, und eure Freude wird niemand von euch nehmen“ (Joh 16,22) (12). Anders gesprochen: „Wenn wir mit dem in Beziehung sind, der nicht stirbt, der das Leben selber ist und die Liebe selber, dann sind wir im Leben. Dann ‚leben‘ wir“ (27).

### **„Mit gleichgesinnten Freunden“**

Wer im Glauben erfahren hat, dass seine Sehnsucht nach der „großen“, der „unbedingten Liebe“ nicht vergeblich ist, dass wir in Beziehung sind zu dem, der nicht stirbt, dann werden wir, so Paulus und Augustinus, gedrängt, unsere Hoffnung nicht „für uns allein zu leben“, sondern sie „weiterzugeben“ (29). Augustinus habe dies zunächst in der Weise getan, dass er nach seiner Bekehrung zum christlichen Glauben „mit gleichgesinnten Freunden ein Leben führen“ wollte, „das ganz dem Wort Gottes und den ewigen Dingen gewidmet sein sollte“ (28). Aber er wurde aus dieser „Flucht in die Einsamkeit“ herausgeholt und in der Hafenstadt Hippo „genötigt, sich für den Dienst als Priester in dieser Stadt weihen zu lassen“. Da Christus für alle gestorben ist, hieß dies für Augustinus, „an seinem ‚Sein für‘ sich beteiligen [zu] lassen“ (28). Für Augustinus, so fährt Benedikt fort, „bedeutete dies ein völlig neues Leben“, das er selber so beschreibt: „Es ist das Evangelium, das mir Schrecken einjagt.“ Benedikt nennt dies „jenen heilsamen Schrecken, der uns hindert, für uns allein zu leben, und der uns nötigt, unsere gemeinsame Hoffnung weiterzugeben“. Von dieser Hoffnung her „hat sich Augustinus für die einfachen Menschen und für seine Stadt verausgabt – auf seine geistige Noblesse verzichtet und einfach für die einfachen Menschen gepredigt und gehandelt“ (29). Auf diese Weise wird die Erfahrung der „großen erfüllenden Liebe“ zwischen Mann und Frau in der Ehe oder in

einer Freundschaft zwischen Glaubenden unter dem Vorzeichen Christi zu einer Quelle, die auch für andere fruchtbar wird: Nicht der Rückzug in das private Glück, sondern das Einbeziehen anderer, vor allem weniger oder gar nicht Glücklicher, folgt aus diesem neuen „Leben“.

Die Kraftquelle einer solchen „Öffnung“ der „Freundschaft mit Christus“ (ein von Benedikt oft gebrauchtes Wort) für „die Vielen“, für die der Herr sein Leben hingegeben hat, bleibt freilich immer die Freundschaft mit „Gleichgesinnten“. Die Evangelisierung folgt schon bei Jesus und bis zum heutigen Tag dem Gesetz der „Sammlung und Sendung“. Augustinus und Philipp Neri sind dafür kirchengeschichtlich besonders herausragende Zeugen. Die wie auch immer gestaltete „vita communis“ der Jünger Jesu bedarf um so dringlicher der Freundschaft im Inneren, je bedrängender die „Feindschaft von außen“ sich zeigt. Dies gilt nicht nur für die „Feindschaft“ in Gestalt der Verfolgung, sondern – was vielleicht noch schwerer zu ertragen ist – in der Gestalt der Gleichgültigkeit einer „Spaßgesellschaft“, die „unterhalten“ werden will, statt sich auf das wirklich „glückliche Leben“ einzulassen. So ist es kein Zufall, dass sich in den heutigen „postchristlichen“ Gesellschaften geistliche Bewegungen und „Netzwerke“ zusammenfinden, um in der Kraft der Freundschaft mit Gleichgesinnten das Durchhaltevermögen und den Mut zum christlichen Bekenntnis gegenüber anderen zu finden. Je bedrängender die Situation des Glaubens in einer bestimmten Zeit oder Situation wird, um so wichtiger ist das Leben „mit gleichgesinnten Freunden“, damit wir, wie Paulus zu den „berufenen Heiligen“ in Rom schreibt, „miteinander Zuspruch empfangen durch euren und meinen Glauben“ (Röm 1,12).

### **Liebe als „Quell von Leid“ und „Tröstung“**

Zu all dem gehört aber auch die Grunderfahrung, die einander liebende Menschen

unentrinnbar machen: Liebe ist immer auch „Quell von Leid“ (38). Auch in der tiefsten Liebe sind zwei Menschen nicht fähig, unter den Bedingungen dieser Welt einander „ganz“ zu gehören. Der mittelalterliche Theologe Richard von St. Victor hat diese Wahrheit in die Formel „individuum ineffabile“ gefasst: Wir können einem anderen, und wenn wir ihm noch so nahe sind und es noch sehr möchten, nicht uns selber „ganz“ mitteilen. Und wir können ihn wiederum auch nie ganz „verstehen“. Der Dichter und Philosoph Joseph Bernhart hat dies in einem Brief an seine Frau anlässlich des silbernen Ehejubiläums in den Satz gefasst: „Ich halte meine Hand in der Deinen, und doch sehne ich mich nach Dir.“ Nur Gott kann unser Sehnen voll erfüllen gemäß dem bekanntesten Wort des Augustinus: „Du hast uns auf Dich hin geschaffen, o Gott, und unruhig ist unser Herz, bis es ruht in Dir“. Zwei Individuen können nie miteinander „verschmelzen“, selbst wenn sie es möchten. Insofern ist Liebe zwischen zwei Menschen immer auch Quelle von Leid. Sie verlangt „immer wieder Selbstenteignungen, in denen ich mich beschneiden und verwunden lasse; sie kann gar nicht ohne dieses auch schmerzliche Aufgeben meiner selbst bestehen; sonst wird sie zu reinem Egoismus und hebt sich dann als Liebe selber auf.“

Daraus folgt zweierlei: zum einen, dass wir einander gerade in der „großen Liebe“ und Freundschaft nicht überfordern dürfen, sondern um die Grenze des Möglichen wissen; zum andern, dass wir gerade dadurch, so sagt es Benedikt, fähig werden zur „Tröstung“. Das lateinische Wort „con-solatio“ drücke dies „sehr schön aus, indem es die Vorstellung eines Mitseins in der Einsamkeit weckt, die dann keine Einsamkeit mehr ist.“ Insofern ist die nach oben offene Liebe fähig, den anderen, der leidet, anzunehmen, indem ich mir „sein Leid selbst zueigne, dass es auch mein Leiden wird. Eben dadurch aber, dass es nun geteiltes Leid geworden ist, dass ein anderer in ihm da ist, dringt das Licht der Liebe in dieses Leiden ein“ (38).

Benedikt zeigt dann die kulturbildende und kulturverändernde Kraft solcher Liebe auf:

„Leiden mit dem anderen, für den anderen; leiden um der Wahrheit und der Gerechtigkeit willen; leiden aus Liebe und um ein wahrhaft Liebender zu werden – das sind grundlegende Elemente der Humanität, die abzustreifen den Menschen selbst zerstören würde. [...] Dem christlichen Glauben kommt in der Geschichte der Humanität gerade diese Bedeutung zu, dass er im Menschen auf neue Weise und in neuer Tiefe die Fähigkeit zu diesen für seine Menschlichkeit entscheidenden Weisen des Leidens entbunden hat.“ Entscheidend aber ist, dass wir dazu überhaupt nur fähig sein können, weil Gott selber, wie Benedikt Bernhard von Clairvaux zitiert, zwar „impassibilis [...]“, sed non incompassibilis“ ist: „Gott kann nicht leiden, aber er kann mitleiden“, und er hat sich in der Passionsgeschichte Jesu zutiefst als ein „Mitleidender, Mittragender“ offenbart (39).

### **Anders leben, damit andere leben**

Die kulturbildende Kraft christlicher Liebe zeigt sich nicht nur im „Mitleiden“, sondern auch im „Anders-Leben“. Dies gilt sowohl für das Anders-Leben gemäß den „evangelischen Räten“ der Armut, der Ehelosigkeit und des Gehorsams als auch – gerade heute – für das „Anders-Leben“ der christlichen Ehe und Familie im Vergleich zu dem, was „die meisten“ tun. Das Leben gemäß den evangelischen Räten, also der Verzicht auf die höchsten menschlichen Güter des Eigentums, der Ehe und Familie, der Selbstbestimmung in Freiheit, erscheint heute vielen unverständlich. Das ist naheliegend, denn solchen Verzicht kann man nur „um des Himmelreiches willen“ auf sich nehmen, wie Jesus sagt und selber lebt. Dies konnte, so sagt Benedikt, schon im Mittelalter dem „allgemeinen Bewusstsein“ so erscheinen, und damit konnten „die Klöster als die Orte der Weltflucht (*contemptus mundi*) und des Rückzugs aus der Weltverantwortung in der Suche nach dem privaten Heil“ verstanden oder besser missverstanden werden. Bernhard von Clairvaux, sagt Benedikt, „der mit

seinem Reformorden Scharen junger Menschen den Klöstern zugeführt hat“, sah dies ganz anders. Für ihn haben die Mönche eine Aufgabe für die ganze Kirche und so auch für die Welt. Denn, so zitiert Benedikt Pseudo-Rufinus: „Das Menschengeschlecht lebt von Wenigen, denn würde es diese nicht geben, würde alle Welt zugrunde gehen“ (15). Das Leben gemäß den evangelischen Räten ist Ausdruck des radikalen Glaubens daran, dass wir nur in Gott jene höchsten Güter in wirklich „erfüllender“ Weise finden können, die uns hier erstrebenswert erscheinen. Der freiwillige Verzicht auf diese Güter um des Himmelreiches willen ist somit ein gelebtes Zeichen dieses Glaubens an die allein von Gott her mögliche Fülle des Lebens und der Liebe. Ein solcher „Lebensstil“ möchte vor allem denen im Namen Jesu Hoffnung machen, die, aus welchen Gründen auch immer – verschuldeten oder unverschuldeten –, in dieser Welt vor allem in der Suche nach der „großen erfüllenden Liebe“ (30) scheitern. Aber auch die wirklich christliche Ehe ist im Unterschied zur „heidnischen“ ein solches Zeichen, sie kann und sollte es sein: Gerade weil zwei Menschen, Mann und Frau, die einander ganz lieben wollen, im Glauben darum wissen, dass dies hier nur in begrenzter Weise möglich ist, dass „glückliches Leben“ letztlich nur „ewiges Leben“ sein kann, deshalb vermögen sie die eigene Unvollkommenheit, Begrenztheit und Schwäche gerade in der Gemeinschaft mit dem geliebten Partner zu ertragen und nicht „davonzulaufen“, wenn es schwierig wird. Gerade unter diesem Vorzeichen bejahen sie auch die Weitergabe des Lebens als Aufgabe, ihren Kindern nicht nur „dieses“, sondern „ewiges Leben“ im Glauben verheißen zu können. In einer Gesellschaft, in der die Trennung von Sexualität und Liebe ein Massenphänomen ist und die Ehescheidung für rund die Hälfte der Paare zwar erlitten, aber doch als „normal“ angesehen wird, ist die Ehe und Familie im sakramentalen Verständnis der Kirche ein gelebter Ausdruck jenes anderen Lebens, das in seiner Beispielhaftigkeit helfen soll, damit auch andere besser zu leben vermögen. Insofern

sind die Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen und die christliche Ehe und Familie innerlich miteinander verbunden. Gerade dies müsste in der christlichen Verkündigung heute besonders herausgestellt werden.

### **„Unsterblichkeit der Liebe“**

Am Ende seiner Enzyklika verbindet Benedikt XVI. noch einmal die Sehnsucht nach der großen, unbedingten Liebe, die Grundlage jeder wahren Freundschaft ist, mit jener Liebe, die nicht vergeht, sondern bleibt (vgl. 1 Kor 13): „Das bloß individuelle Bedürfnis nach einer Erfüllung, die uns in diesem Leben versagt ist, nach der Unsterblichkeit der Liebe, auf die wir warten, ist gewiss ein wichtiger Grund zu glauben, dass der Mensch auf Ewigkeit hin angelegt ist“ (43). Aber dass diese Sehnsucht nicht nur eine Projektion ist, sondern uns als von Gott geoffenbarte Zukunft unserer Liebe verheißen wird, das erfahren wir erst in der Selbstoffenbarung Gottes in Jesus Christus. Und eben diese Glaubenserfahrung verbindet die Erde mit dem Himmel: „Dass Liebe ins Jenseits hinüberreichen kann, dass ein beiderseitiges Geben und Nehmen möglich ist, in dem wir einander über die Grenze des Todes hinweg zugetan bleiben, ist eine Grundüberzeugung der Christenheit durch alle Jahrhunderte hindurch gewesen und bleibt eine tröstliche Erfahrung auch heute.“ Daraus leitet Benedikt zwei Lebenshaltungen bzw. Möglichkeiten unserer Liebe ab. Er fragt: „Wer empfände nicht das Bedürfnis, seinen ins Jenseits vorangegangenen Lieben ein Zeichen der Güte, der Dankbarkeit oder auch der Bitte um Vergebung zukommen zu lassen?“ Benedikt antwortet auf dieses „Bedürfnis“ mit der Glaubensüberzeugung: „In mein Leben reicht immerfort das Leben anderer hinein: in dem, was ich denke, rede, tue, wirke. Und umgekehrt reicht mein Leben in dasjenige anderer hinein: im Bösen wie im Guten. So ist meine Bitte für den anderen nichts ihm Fremdes, nichts Äußerliches, auch nach dem Tode nicht. In der Verflochtenheit des Seins kann mein Dank

an ihn, mein Gebet für ihn ein Stück seines Reinwerdens bedeuten“. Daraus aber folgt für uns schon jetzt: „In der Gemeinschaft der Seelen wird die bloße Weltzeit überschritten. An das Herz des anderen zu rühren, ist nie zu spät und nie vergebens. So wird ein wichtiges Element des christlichen Begriffs von Hoffnung nochmals deutlich. Unsere Hoffnung ist immer wesentlich auch Hoffnung für die anderen; nur so ist sie wirklich auch Hoffnung für mich selbst. Als Christen sollten wir uns nie nur fragen: Wie kann ich mich selber retten? Sondern auch: Wie kann ich dienen, damit andere gerettet werden und dass anderen der Stern der Hoffnung aufgeht? Dann habe ich am meisten auch für meine eigene Rettung getan“ (48). Gerade hier wird noch einmal deutlich: Die christliche Ehe zwischen Mann und Frau, die christliche Freundschaft zwischen zwei Menschen darf sich nie in sich verschließen, sonst würde sie das Adjektiv „christlich“ nicht verdienen. Bestimmte Ehen, so sagt eine Redensart, werden „im Himmel geschlossen“. Wenn dem so ist, wenn all unsere Fähigkeit zur Liebe von dem stammt, der die Liebe ist, dann kann sie sich nicht beruhigt in sich zurückziehen, solange andere von dieser Liebe nichts ahnen oder in Gefahr sind, das Ziel ihrer Liebe, die allein ganz erfüllende unbedingte Liebe, nicht zu finden.

### **Mit Maria „glauben, hoffen und lieben“**

In seiner Schlussbetrachtung, die die Überschrift trägt „Maria, Stern der Hoffnung“, macht dies Benedikt noch einmal deutlich. Er knüpft an den alten Hymnus „Ave maris stella“ an („Meersterne, ich dich grüße!“) und sagt: „Die wahren Sternbilder unseres Lebens sind die Menschen, die recht zu leben wussten. Sie sind Lichter der Hoffnung. Gewiss, Jesus Christus ist das Licht selber, die Sonne, die über allen Dunkelheiten der Geschichte aufgegangen ist. Aber wir brauchen, um zu ihm zu finden, auch die nahen Lichter - die Menschen, die Licht von seinem Licht schenken und so Orientierung

bieten auf unserer Fahrt“ (49). Maria, die „Mutter der Glaubenden“, zeigt uns in ihrem Leben, in ihrem Glauben, Hoffen und Lieben, den Weg, zu dem auch wir berufen sind. In der Apostelgeschichte sehen wir sie nach der Auferstehung Jesu mit seinen Jüngern zusammen im Gebet um die Gabe des Heiligen Geistes vereint (vgl. Apg 1,14). Benedikt formuliert daraus die Gebetsbitte: „So bleibst du inmitten der Jünger als ihre Mutter, als Mutter der Hoffnung. Heilige Maria, Mutter Gottes, unsere Mutter, lehre uns mit dir glauben und hoffen und lieben. Zeige uns den Weg zu Seinem Reich. Stern des Meeres, leuchte uns und führe uns auf unserem Weg!“ (50).

# Ehrenamtliche in Sinus-Milieus

Seit etwa zwei Jahren arbeiten wir in der Katholischen Kirche unter dem Stichwort „Sinus-Milieus“ mit der Lebensweltverortung der Menschen und der Gläubigen. (Auf-)Brüche und (Auf-)Regungen sind mit den entsprechenden Diskussionen verbunden: Scheinbar neu wird die Frage gestellt, ob wir mit sozialwissenschaftlichen Forschungsergebnisse für die gegenwärtige Ausrichtung der Nachfolge Jesu arbeiten dürfen. Und dabei wird gelegentlich so getan, als ob wir dies nicht schon immer getan hätten (s. die ersten grundlegenden Untersuchungen von Gerhard Schmidtchen u.a.).

Sicher ist es richtig, sich immer wieder der möglichen neuen Erkenntnismethoden zu versichern. Durch eine Reihe von Publikationen (siehe u.a. Michael N. Ebertz, Hans G. Hunsig (Hrsg.): *Hinaus ins Weite. Gehversuche in eine milieusensible Kirche*; Echter Verlag, Würzburg 2008) gibt es inzwischen auch für die Praxis eine Reihe von Darstellungen, wie in der Gemeinde diese und andere sozialwissenschaftliche Daten bewertet und bei Interesse genutzt werden können.

Merkwürdig bleibt in der bisherigen Diskussion jedoch ein Aspekt. Nicht nur in den Gemeinden und Verbänden, sondern auch auf der Ebene der Diözesen und bundesweit hätten wir durchaus die Möglichkeit, es genauer wissen zu können. Was nutzen uns Lebensweltverortungen der Deutschen nach Sinus-Milieus oder gar die Angaben, welche Katholiken in einer Gemeinde zu welchem Milieu zählen. Es sei die Behauptung gewagt, dass solche Daten wenig helfen, solange wie nicht noch einige Etagen tiefer steigen. Warum? Weil das Leben in unseren Glaubensgemeinschaften sich nicht in repräsentativen Durchschnittswerten darstellt, sondern von den Spielregeln, dem Ticken bestimmter Gruppen abhängt. Und hier stehen im Kontext der

Auswertungen von Lebenswelten nach der Sinus Milieustudie prioritär die Fragen an: Zu welchen Milieus zählen diejenigen, die die Inhalte in unseren Gemeinden und Verbänden durch ihr personales und ihre inhaltliches Angebot gestalten? Können diese Personen in ihren Anstrengungen von ihrer persönlichen Lebenswelt, ihrer eigenen Spiritualität abstrahieren und ihre Angebote der Doktrin Kardinal Höffners (Geh' hin Kirche) den Menschen entsprechend ausrichten? Und entspricht die Aufbereitung und Präsentation von spirituellen Angeboten, Erwachsenenbildung, Frauen- und Männerarbeit, Besuchsdiensten, Jugendbegegnung, Büchereiarbeit auch wirklich den Lebenswelten von Nutzern und Gläubigen bzw. den absendenden Multiplikatoren?

In vielen klassischen PGR-Startwochenenden zu Beginn einer Amtszeit wird schon immer diese Frage diskutiert. Vertreten die PGR-Mitglieder wirklich die Gemeinde? Wenn nein, wen müssen wir noch als Gäste und Mitarbeiter für den PGR oder die Sachausschüsse gewinnen, um in unseren Kreisen Personen mit Ausstrahlung für bestimmte Gruppen in der Gemeinde zu haben? Mit den Möglichkeiten der Sinus-Milieu-Studie könnte dieser Weg mit objektiven Daten (einschließlich ihrer dem Grundgesetz – und dem lieben Gott sei dank! – datenschutzrechtlich bedingten Unschärfe) unterstützend begleitet werden. Die diözesanen Fachstellen für katholische Büchereiarbeit im Arbeitsbereich des Borromäusvereins haben 2007 diesen Schritt gewagt. Sie schrieben die Leiterinnen und Leiter der rund 3.000 katholischen öffentlichen Büchereien in ihren 15 Diözesen an und baten um die Zusendung der Privatadressen der Büchereimitarbeiter. Insgesamt rund 9.000 anonymisierte Adressdaten (von insgesamt 23.000) wurden zur Verfügung gestellt. Dies wurden, ergänzt um 5.000 Kundendaten des Borromäusvereins nach Sinus-Milieus in einem Projekt mit der MDG Medien Dienstleistung GmbH (München) ausgewertet (siehe zusammenfassender Beitrag in der Zeitschrift *BiblioTheke*, Heft 1.2008, 25; online unter [http://www.borro.de/enid/Publikationen/Zeitschriften\\_b0.html](http://www.borro.de/enid/Publikationen/Zeitschriften_b0.html)).

In dem Vergleich der Daten für die deutsche Bevölkerung, ehrenamtlich tätigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Katholischen öffentlichen Bücherei (KÖB-Mitarbeiter) und den Kunden des Borromäusvereins (Personen, die für sich Medien beim bv. direkt oder über Büchereien bestellen), zeigt sich:

– Bei Büchermitarbeiter(innen) sind die traditionellen Milieus (Traditionsverwurzelte, Konservative) im Vergleich zur Gesamtbevölkerung überrepräsentiert.

- Sie sind auch in den Leitmilieus (Etablierte, Postmaterielle) stärker als im Bundesdurchschnitt vertreten.
- In den sogenannten hedonistischen Milieus (Moderne Performer, Experimentalisten, Hedonisten) sind sie schwächer als im Durchschnitt vertreten.
- Im Bereich der Konsum-Materialisten sind Bücherimitarbeiter zwar unterrepräsentiert, aber deutlich vertreten.

Milieu	Bevölkerung 2005	KÖB-Mitarbeiter	bv.-Endkunden
Etablierte	10	19	17
Postmaterielle	10	12	13
Moderne Performer	9	5	6
Konservative	5	8	8
Traditionsverwurzelte	14	19	17
DDR-Nostalgische	6	3	3
Bürgerliche Mitte	16	20	20
Konsum-Materialisten	11	9	9
Hedonisten	11	4	5
Experimentalisten	8	1	2

(Quelle: Sinus-Milieus Auswertung der MDG für den bv., 2007)

Aus diesen Tendenzen ergeben sich für einen zentralen Dienstleistungsanbieter für Ehrenamtliche in einem kirchlichen Engagementfeld eine Reihe von Fragestellungen und Aufgaben. Diese können (und werden) vor dem Hintergrund des Auftrags reflektiert und umgesetzt werden, was sicher nicht so ganz einfach ist, wenn man sich vergegenwärtigt, wie stark die Lebensweltverantwortung der Ehrenamtlichen in den Diözesen durchaus voneinander abweicht. Sieht man sich beispielsweise zwei von der Aufgabenstellung her (nach Meinung des

Autors) wesentlichen Milieus und die Ausprägung unter den Ehrenamtlichen in verschiedenen Diözesen an, so ergeben sich für einen überdiözesanen Dienstleister neue Fragestellungen vor der Umsetzung. Was an Veränderungen in der inhaltlichen Auswahl für die Medienempfehlungen, im Themenangebot von Bildungsangeboten oder an der äußeren Gestaltung von Produkten in einem Bistum richtig sein kann, stellt in einem ggf. sogar benachbarten Bistum eine falsche Akzentsetzung dar.

Milieu	Bevölkerung 2005	KÖB-Mitarbeiter allg. KÖB-Mitarbeiter	Köln Münster	Rottenburg/ Stuttgart	Bürgerliche Mitte
16	20	13	28	19	Postmaterielle
10	12	20	7	13	

(Quellen: Sinus-Milieu Auswertung der MDG für den bv., 2007; Veröffentlichungen der diözesanen Büchereifachstellen Köln, Münster, Rottenburg/Stuttgart 2008.)

Spannend an diesem Vergleich der Milieuzugehörigkeit von ehrenamtlichen Mitarbeitern unterschiedlicher Diözesen im selben Engagementfeld ist die alte Frage, warum sich die

Strukturen so deutlich unterscheiden können. Liegt es an den aktuellen diözesanen Milieus, an der Entwicklung des Arbeitsfeldes innerhalb des Bistums, rekrutieren sich Ehrenamtliche

mit bestimmten soziodemografischen Daten entsprechend der Ansprache und Lebenswelt der sie betreuenden Hauptamtlichen auf Bistums- oder auch Bundesebene? Eine kontinuierliche Fortschreibung dieser und anderer Untersuchungen über mehrere Jahre würde hier gute Aufschlüsse und ggf. auch Hinweise darauf geben, wo wir für kirchliche Arbeitsfelder neue Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter suchen

sollten, um dem Auftrag und den Nutzern entsprechend neue Mittäter(innen) zu finden.

Eine andere spannende Fragestellung ergibt sich aus der Kontrastierung der Milieuverortung Ehrenamtlicher mit den Lebenswelten der Katholiken. Einige Diözesen haben ja entsprechende Daten vorliegen.

Milieu	Bundesbevölkerung	Bevölkerung Erzbistum Köln	KÖB-Mitarbeiter in allen bv.-Diözesen	KÖB-Mitarbeiter im Erzbistum Köln
Etablierte	10	13	19	26
Postmaterielle	10	15	12	20
Moderne Performer	9	12	5	8
Konservative	5	6	8	10
Traditionsverwurzelte	14	5	19	10
DDR-Nostalgische	6	2	3	1
Bürgerliche Mitte	16	11	20	13
Konsum-Materialisten	11	11	9	7
Hedonisten	11	10	4	3
Experimentalisten	8	9	1	2

(Quellen: Sinus-Milieu Auswertung der MDG für den bv., 2007; Köln-Aktuell 4.2007; Erzbistum Köln/HA Seelsorgebereiche)

Um beispielsweise die Ergebnisse für das Erzbistum Köln für künftige Arbeitskonzeptionen wirklich auswerten zu können, fehlen sicherlich Angaben bzgl. der Milieuverortung der Katholiken im Bistum und fast noch wichtiger der hauptamtlichen (Seelsorge-)Mitarbeiter als personales Angebot im Bistum. Für die vorliegenden Zahlen kann zumindest schon festgehalten werden, dass in diesem Bistum die Büchereimitarbeiter in den beiden Leitmilieus der Etablierten und Postmateriellen überstark vertreten sind und ebenso in den beiden traditionellen Milieus der Traditionsverwurzelten und der Konservativen. Die beiden konservativen Milieus sind auch deshalb besonders wichtig, da nach der bundesweiten Auswertung der Anteil der Katholiken mit jeweils über 40 % besonders hoch ist.

Die Zahlen aus diesen und anderen Erhebungen bieten zahlreiche Möglichkeiten zur Reflektion der Arbeit mit Blick auf die Orte, an denen Menschen abgeholt werden können. Sicher liegt auch in den Zahlen nicht das Heil. Deshalb sei deutlich darauf hingewiesen, dass

dem reinen Zahlenblick kritische Riegel vorge-schoben werden sollten: Zum Beispiel könnte man in der Büchereiarbeit, in der immer mehr Büchereien mit Bibliothekssoftware arbeiten, leicht ein Medienauswahlprofil pro Büchereinutzer aus den Ausleihdaten erheben. Und diese Daten könnten noch einmal mit den inzwischen ebenfalls für die Bevölkerung vorliegenden Mediennutzungspräferenzen nach Sinus Milieus angereichert werden. In den zukünftigen Überlegungen ist entscheidend, dass statistischen Möglichkeiten nicht den Blick für den Menschen verstellen und die vielen bei jedem Menschen ungehobenen Schätze via Datenbild aus dem Blick verschwinden. Denn perspektivisch relevant bleiben die Motivation und Spiritualität der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die Menschendienlichkeit der Angebote verbunden mit der Offenheit für alle Menschen guten Willens. Also Zurückhaltung beim Zahlensalat und bei gleichzeitiger Nutzung der Zahlen für die Überprüfung und Reflektion der Angebote, die uns wert und teuer sind.

# Literaturdienst

**Georg Langenhorst (Hg.): Christliche Literatur für unsere Zeit. Fünfzig Leseempfehlungen. Verlag Sankt Michaelsbund, München 2007. 336 S., 19.90 EUR.**

Der Begriff „christliche Literatur“ ist nicht klar definiert, hat sich aber eingebürgert für Autorinnen und Autoren vor allem der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die in ihren Werken das christliche Weltbild einem allgemein-aufklärerischen entgegenstellten. Die bekanntesten sind wohl Paul Claudel, Reinhold Schneider, Rudolf Alexander Schröder, Gertrud von le Fort oder Elisabeth Langgässer. In dieser Literatur wird die „Wirklichkeit ... zur Frage gestaltet, der Glaube als Antwort gedeutet“, so definierte der Ethiker Dietmar Mieth in seiner Tübinger Habilitationsschrift 1976. Solche Texte wurden einerseits – in der christlichen Gemeinde – vielfach als Bekenntnisliteratur gedeutet und vereinnahmt, andererseits – im säkularen Raum – zunehmend kritisch gesehen, so dass der Begriff „christliche Literatur“ spätestens Ende der 50er Jahre erledigt schien. Allerdings war damit nicht die Religion aus der Literatur verschwunden – in anderer Weise, in einer Such- und Fragebewegung, tauchte sie auf auch in Zeiten kritischer Auseinandersetzung, in literarischen Texten der 50er und 60er Jahre, etwa bei Dürrenmatt, Böll, Handke, Bernhard u.a. Und seit den 70er Jahren findet sich in Romanen und Erzählungen verstärkt die Auseinandersetzung mit der Rolle der Religion im eigenen Leben, in Kindheit und Erziehung.

Dieser Entwicklung möchte der im Grenzbereich Theologie – Literatur durch zahlreiche Publikationen ausgewiesene Augsburger Religionspädagoge Georg Langenhorst mit den von ihm herausgegebenen „Leseempfehlungen“ entgegenkommen. Sie sollen Orientierungshilfe bieten, eine Art Kanon für Christen und am Christentum interessierter Leser. Langenhorst ist sich der Problematik des Begriffs bewusst und behandelt einführend die historische Entwicklung, die Begriffsgeschichte und die Auseinandersetzung damit. Gleichzeitig fordert er angesichts der zahlreichen „christlichen Spuren“ in der Gegenwartsliteratur eine „programmatische Neubesinnung“ und schlägt, indem er die Aspekte Autor, Stoff und Rezeption berücksichtigt, eine Neudefinition vor: Unter „christlicher Literatur“ will er Texte verstehen, die von Inhalt, Motiven und Sprachimpulsen her erkennbar aus christlichem Kontext stammen, aus ihm schöpfen und von diesem Kontext her interpretiert werden sollen.

Chronologisch geordnet werden dann 50 „zentrale Bausteine christlicher Literatur“ in kurzen Artikeln von

verschiedenen Verfassern/innen vorgestellt, von Thomas Morus' „Utopia“ aus dem Jahr 1516 bis Petra Morsbachs Roman „Gottesdiener“ von 2004. Bewusst werden nicht Autoren vorgestellt, sondern Werke, da es in der Gegenwartsliteratur den „christlichen Autor“ kaum noch gibt und „Wirkweisen des Christentums“ in unterschiedlichsten Texten aufgespürt werden sollen. Alle Abschnitte sind gleich aufgebaut: Autorenbiographie, zeit- und kulturgeschichtliches Umfeld, Nachzeichnung des Werks und knappe bibliographische Hinweise. Leitende Frage ist in jedem Abschnitt die nach dem spezifisch Christlichen des betreffenden Werks.

Ein 1. Hauptteil behandelt die Zeit vor der Aufklärung, in der Poesie und Religion noch nicht getrennt sind, man also nicht sinnvoll von christlicher Literatur sprechen kann. Hier sind mit Werken u.a. von Thomas Morus, Teresa von Avila, Friedrich Spee und Paul Gerhardt, Milton und Klopstock bis hin zu Gedichten von Matthias Claudius Werke ausgewählt, die stärker christlich geprägt sind als andere in dieser Zeit – eine Fundgrube spannender Texte!

Der 2. Hauptteil umfasst 20 Werke der klassischen christlichen Literatur von 1800 bis 1950. Die Texte weisen in ihrer Nähe bzw. Distanz zu Religion und Kirche ein weites Spannungsfeld auf, von Hebels „Biblischen Geschichten“ über Droste-Hülshoffs „Das geistliche Jahr“, Dostojewskijs „Die Brüder Karamasow“, Julien Greens „Leviathan“ bis hin zu Rudolf Alexander Schröders „Geistlichen Gedichten“.

Im 3. Hauptteil schließlich werden 20 Werke der modernen Literatur von 1950 bis heute präsentiert, von Lavant, Kaschnitz, Rehmann und Rinser, von Marti, Updike, Cardenal, Stadler oder Roth. Unterschiedliche Aspekte von Religion werden deutlich, christlicher Glaube als zutiefst zwiespältiges Phänomen etwa, als Instrument der Manipulation wie als Ansporn zur Mitmenschlichkeit, so in Kazantzakis' „Griechischer Passion“. Oder das kritische Potential des Christlichen in Kirche und Gesellschaft etwa in Bölls „Ansichten eines Clowns“ oder in Roa Bastos' „Menschenohn“. Die existentielle Auseinandersetzung zwischen Heillosigkeit und der Suche nach Heil spiegelt sich in Gedichten z.B. von Rothmann oder Jandl.

Eine allgemeine Bibliographie zum Thema sowie ein Verzeichnis der Mitarbeiter(innen) runden den Band ab. Das Buch bietet viele Möglichkeiten zu Einzel-Entdeckungen, die jeweiligen Werk-Darstellungen motivieren zur intensiveren Lektüre, zur weiteren Beschäftigung mit dem Autor, der Autorin ebenso wie zur persönlichen Auseinandersetzung mit der angespro-



chenen Thematik. Darüber hinaus spiegelt der Band als Ganzes das Verhältnis Religion – Literatur in seinen unterschiedlichen Aspekten über fünf Jahrhunderte hin und zeigt anhand literarischer Werke die Bedeutung des Christentums als Herausforderung auch in einer säkularen Welt.

*Gabriele von Siegroth-Nellessen*

**Eva Winde-Schwarz: Der Pater. Tagebuch einer Konversion. Steinkopf Verlag, Kiel 2007. 190 S.; 12,00 Euro.**

Der Titel dieses Buches klingt nicht sonderlich attraktiv, sein Inhalt ist zweifellos spannend und lesenswert. Es handelt sich um ein anschauliches Beispiel geistlicher Wegbeschreibung aus der ökumenischen Aufbruchszeit vor der Jahrtausendwende. Obwohl die Autorin (W.) die treu verbundene Ehefrau des evangelischen Pastors Hartmut Winde bleibt, der zunächst in Berlin und dann in Hamburg wirkte, spürte sie eine große Sehnsucht, zur katholischen Kirche zu konvertieren. Ihr Seelenführer in diesem schwierigen Prozess war Paul Bolkovac SJ (1907–1993), ein lebenserfahrener Jesuitenpater, dem sie auch das Tagebuch widmete (daher der schlichte Titel: „Der Pater“). Seine geistliche Ausstrahlung und menschenfreundliche Zuwendung machten ihn zu einem einfühlsamen und zugleich kritischen Begleiter, der es verstand, die angestrebte Konversion verantwortlich ausreifen zu lassen. Eben dies dokumentieren die dabei geführten faszinierenden Gespräche.

Wohin bin ich unterwegs? Könnte ich je verlassen, verleugnen, aufgeben, woher ich komme? Muss ich das überhaupt? Es brauchte viel Zeit, bis diese Fragen zufriedenstellend beantwortet waren (27). Ein Wort des großen englischen Konvertiten John Henry Newman wird als zutreffend zitiert: „Sie kommen nicht, um zu verlieren, was sie haben, sondern, um zu gewinnen, was sie noch nicht haben, und damit ihnen durch das, was sie haben, mehr gegeben werden könne. Wahrer Übertritt geht immer bejahend, nicht verneinend vor sich“ (44f). Auch Gertrud von le Fort sagte in einem Interview 1926, bei ihrer Konversion zum katholischen Glauben sei es nicht um ein dogmatisches, eng konfessionelles Bekenntnis gegangen als vielmehr um eine Vereinigung der getrennten Bekenntnisse (87). Es dürfen nicht die einen ohne die anderen bei Gott anklopfen. Alle miteinander müssen wir ins Haus unseres Vaters zurückkehren (Charles Péguy). Daher muss W., wie alle Konvertiten, noch gewisse übertriebene

Forderungen (Kinderkrankheiten) überwinden, bis sie im Katholischsein einfach etwas für den Hunger und Durst ihrer Seele findet, die im Evangelischen nicht gestillt werden konnten (95).

Die sechzehn inhaltsreichen, aber verschiedenfarbigen Kapitel durchzieht ein roter Faden. Das sind die Feste des Kirchenjahres, die im bekannten Rhythmus wiederkehren und die etwa zwei bis drei Jahre andauernde Geschichte dieser Konversion gewissermaßen mitgeprägt haben. Vor allem aber erzählt W. genau und sensibel von den kleinen und großen Ereignissen, die sie vor und nach ihrer endgültigen Aufnahme in die katholische Kirche erlebte: familiäre Beziehungen, feierliche und schlichte Gottesdienste, Tage in einem Kloster, Lebensbeichte, Besuche im Krankenhaus, Kontakte zwischen Pfarrern und Künstlern, Kunstausstellungen, Theateraufführungen und Zeitgeschichtliches als Hintergrund. Besonders ergreifend sind die Erinnerungen an ihren zweiten Sohn Matthias, dessen extreme Verhaltensweisen seinen Eltern immer wieder erhebliche Sorgen bereiteten. Im Älterwerden verfolgten ihn schreckliche Todesahnungen. Er starb nur sechs Jahre nach „dem Pater“ infolge einer Herzoperation.

Ziemlich oft erscheint zwar das Stichwort „leere Kirche“, jedoch nicht nur als Klage, sondern ebenso als trotzige Liebeserklärung. Es wird auf die stärkere Bildhaftigkeit der katholischen Liturgie verwiesen. Hat der Protestantismus die „reine Lehre des Evangeliums“ zur bloßen Schule gemacht und schließlich „zerpredigt“? (186) Durch die geistlichen Anregungen seiner Frau bekam auch ihr Ehemann, der das Tagebuch in einem persönlichen Nachwort kommentiert (184–190), wieder mehr Mut zu einer bislang verpönten „Innerlichkeit“ in der Predigtsprache und zu einer neuen „Devotio moderna“ im öffentlichen Auftreten. Was W. während ihrer Konversion an geistlicher und theologischer Literatur gelesen hat, wird zwischen den biographischen Notizen ausführlich zitiert. Diese Zitate sind jedoch alles andere als bloße Unterbrechungen, sondern vielmehr ein Schatz, aus dem sich die Leser das ihre aneignen können (189). Der Rezensent ist überzeugt, dass sich dies lohnt.

Einen Rückfall in vergangene Zeiten des Konfessionalismus brauchen die Leser dieser Aufzeichnungen auf keinen Fall zu fürchten. Im Gegenteil. Sie erfahren vielmehr eine Horizont-Erweiterung, durch die sowohl evangelische als auch katholische Christen voneinander lernen können. Ebenso deutlich wird jedoch, dass die zuweilen unter Laien kursierende Idee einer völligen Beseitigung aller konfessionellen Grenzen weniger sinnvoll wäre.

*Franz-Josef Steinmetz SJ*

---

# Unter uns

---

## Auf ein Wort

Wer glaubt, ein Christ zu sein, weil er die Kirche besucht, irrt sich. Man wird ja auch kein Auto, wenn man in einer Garage steht.

*Albert Schweizer*

## Das Himmelstor

Ein alter Ire starb unversehens und stand nun vor dem himmlischen Richter, so erzählt die Legende. Nicht wenig beklommen und ziemlich mulmig war dem Mann zumute. Vor ihm stand eine lange Reihe. Er wartete geduldig und hörte genau zu, was da am Richterstuhl gesprochen wurde.

Zum Ersten in der Reihe sprach Christus, nachdem er die große Liste durchgesehen hatte: „Ich finde hier: Als ich Hunger hatte, gabst du mir zu essen. Gut so. Geh ein ins Paradies.“

Zum Zweiten sagte er: „Hier steht: Ich hatte Durst und du hast mir zu trinken gegeben. Du gehörst ins Paradies.“

Und zum Dritten: „Ich war im Gefängnis, und du hast mich besucht. Komm in den Himmel.“

Und so ging das weiter.

Bei jedem, der in den Himmel eingelassen wurde, prüfte sich unser Ire, und er bekam es mit der Angst. Da hatte er wohl nichts vorzuweisen. Er kannte sich und hatte weder Gefangene besucht, noch Nackte bekleidet oder so etwas.

Jetzt kam er an die Reihe. Voller Furcht schaute er auf Christus, der seine Liste durchsah. Schließlich erhob der Herr die Augen und sagte zu ihm: „Viel steht hier ja nicht von dir geschrieben. Aber etwas hast du doch gemacht: Ich war traurig, da hast du mir lustige Sachen erzählt. Ich war mutlos und niedergeschlagen, da hast du mich zum

Lachen gebracht und mir wieder Mut gegeben. Auf, ins Paradies!“

Und dann laut zu Petrus: „Petrus, mach ihm das Tor auf, den können wir hier gut brauchen!“

In: Pfarrbrief der Pfarrgemeinde St. Peter und Paul, Blankenheimerdorf

## Unanständig?

Fritzchen fragt seinen Lehrer: „Herr Lehrer, kennen Sie ein Wort, das mit A anfängt und mit ...och aufhört.“ „Aber Fritzchen, so unanständige Wörter sagt man doch nicht!“, „Aber wieso“, antwortet Fritzchen, „was ist denn an Aschermittwoch unanständig?“

*Julia Fleischer, Bonn*

## Sünde

Die Lehrerin fragt im Religionsunterricht in einer Sonderschule: „Kann mir einer von euch in einem einzigen Satz sagen, was Sünde ist?“ Ein Schüler antwortet „op Kölsch“: „Frollein, watt e su richtig fies is – wenn man dat extra dät.“

*Christel Holtzschneider, GR i.R.*

## Kindermund

Das Enkelkind unserer Gemeindefereferentin besucht einen unserer Kindergärten. Da sie in diesem Kindergarten zudem aufgrund ihrer religionspädagogischen Arbeit bei den Kindern bekannt ist, wurde sie letztens von einem Jungen gefragt: „Arbeitest du immer noch bei der Kirche?“ Nachdem sie ihm das bestätigt hatte, hakte er nach: „Und wann arbeitest du mal richtig?“

*Pfr. Michael Maßmann, Salzgitter*

Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen  
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E